

Heiner Barz

PROFESSORENLEBEN

Kolumnen aus der Rheinischen Post 2009-2017



RHEINISCHE POST

Die Rheinische Post hat am 24. Dezember 2009 die Kolumnen von Prof. Dr. Heiner Barz mit folgenden Worten vorgestellt:

Von den Auf und Abs auf dem Campus, von intensiven Lernphasen oder von Erkenntnisgewinnen aus der WG berichten drei studentische Kolumnenschreiber im Wechsel auf der Hochschulseite dieser Zeitung. Doch was plagt, was freut und was ärgert den Menschen



vorne im Hörsaal? Ab sofort wird auch die Professorenschaft Einblicke in ihren Unialltag gewähren. Heute ist erstmals Heiner Barz als Kolumnist an der Reihe. Er leitet seit 2002 die Abteilung für Bildungsforschung und -management an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Aktuell arbeitet er als Herausgeber am ersten deutschen "Handbuch zur Bildungsfinanzierung". Barz ist verheiratet und hat zwei Söhne. Das akademische Treiben fasziniert ihn seit er – damals noch an der Uni Freiburg – vier (!) Hausmeistern beim Auswechseln einer Glühbirne zusah: Einer trug die Glühbirne, einer die Leiter, der dritte das Werkzeug, der vierte die Verantwortung. Einige seiner Beobachtungen aus einer Institution, von der böse Zungen behaupten, sie sei im Kern verrottet, stellt er hier ab sofort vor.

Inhalt

Forschen	5
So lügt man mit Statistik	6
Medizin und Macht	7
Begehrte Drittmittel.....	8
Kongress-Tourismus.....	9
Vom Wert der Uni-Arbeit.....	10
Wer entscheidet über Forschungsförderung?.....	11
Panik-Macher	12
Und noch ein Ranking.....	13
Testen, bis der Arzt kommt.....	14
Professoren verstummen	15
Geister-Stunde	16
Der Winter wird kalt.....	17
Lehren	18
Lehren kann man lernen	19
Leidige Akkreditierung.....	20
Anwesenheitspflicht	21
Workload-Debatte.....	22
Ernüchternde Lehre im Internet	23
Teaching and Testing.....	24
Nomen est omen	25
Big Brothers Lerntagebuch	26
Googlen als Kompetenz	27
Schreiben	28
Zähe Buchprojekte.....	29
Der Fall Schavan.....	30
Copy & Paste.....	31
Köpenick auf dem Campus	32
Denunziation als Geschäftsmodell.....	33
Big Data – Big Fake?	34
Betrügerische Wissenschaft	35
Publish and Perish	36
Metall auf Metall	37
Fälschen – aber richtig.....	38
Ein Überziehungskredit für Akademiker	39
Lang, länger, Wissenschaft?	40
Bald Fake-Forschung?	41
Folgenloser Rufmord	42

Studenten	43
Die Hiwis – unentbehrlich	44
Die Wahrheitssucher	45
Britische Unsitten.....	46
Grenzen des Hochschul-Rankings.....	47
Wenn der Student immer nur lästig ist	48
Die leidigen Altlasten.....	49
Schatzi, wir müssen da lang!	50
Elitevorwurf stimmt nicht.....	51
Wirtschaft und Gesellschaft.....	52
Kick it like Beckham	53
Fortschritt	54
Die Mensa-Card, bitte	55
Die Tücke des Kopierens.....	56
Die leidige Frauenquote	57
Feministische Sprachkritik	58
Rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln.....	59
Avicenna auf der Überholspur.....	60
Immer nur befristet.....	61
Brauchen wir noch Bücher.....	62
Weg mit den Büchern?	63
Weltverändernde Forschung	64
Digitalisierungsoffensive 4.0	65
Campusgeschehen	66
Die Sache mit der Orientierung.....	67
Mittagessen in der Uni	68
Die Baustelle Uni.....	69
Die Universität baut	70
Unveröffentlicht	71
Ausgerankt	72
Adoption für alle – Bildung für keinen.....	73
Der Raum als dritter Pädagoge	74
Didaktik der Abwesenheit.....	75
Digitalisierung Made in Germany.....	76
Neuer Digitalrat – Außer Spesen nix gewesen?	77
Der lästige Student.....	78
Hirnlose Gesetze, sachgrundlose Befristung.....	79

Forschen

Professorenleben So lügt man mit Statistik

18. März 2010 | Von Heiner Barz

Alljährlich im Herbst wiederholt sich ein eigenartiges Ritual. Die OECD trägt ihr Zahlenwerk „Education at a Glance“ (EaG; deutsch: Bildung auf einen Blick) vor und stellt der Bildungsrepublik Deutschland ein schlechtes Zeugnis aus. Neben der Mahnung, Deutschland müsse mehr Abiturienten und Akademiker „produzieren“, um international nicht den Anschluss zu verlieren, steht immer auch die Höhe der Bildungsausgaben am Pranger.

Deutschlands Bildungsausgaben liegen unterhalb des OECD-Durchschnittswerts, liest man dann landauf, landab. In meiner Lehrveranstaltung zur Einführung in die sozialwissenschaftliche Bildungsforschung hatte ich die Studierenden in einer Hausaufgabe beauftragt, die wesentlichen Erkenntnisse des EaG-Berichts und die Kommentare wichtiger Interessengruppen zusammenzustellen. In der Besprechung dieser Ausarbeitungen ergab sich dann ein symptomatischer Disput. Aus dem Text eines Studenten hatte ich einen ganz anderen Befund vorgestellt: „Bei Betrachtung der Ausgaben pro Schüler/Studierenden liegt Deutschland

mit 7900 US-Dollar über dem OECD-Durchschnitt von 7600 US-Dollar.“ Prompt kam der Einspruch eines anderen Studenten, der sicher war, dass es sich hier um eine Verwechslung handeln müsse: Deutschland liege nicht über, sondern unter dem OECD-Mittelwert. Tatsächlich stimmt beides – je nachdem, welche Kennziffer man betrachtet und welche Absichten man verfolgt. Die in Deutschland höheren Pro-Kopf-Ausgaben erklären sich aus der demographischen Entwicklung: Länder mit sinkenden Schüler- und Studentenzahlen haben tendenziell geringere Bildungsausgaben – und gerade deshalb kann pro Kopf mehr Geld zur Verfügung stehen. Klar, dass die GEW und die Kultusministerkonferenz, die Bildungsstreiker und das Bundesbildungsministerium aus demselben Datenwerk völlig konträre Positionen munitieren können. Besser könnte man eine der wichtigsten Lehren (Winston Churchill zugeschrieben) aus einem sozialwissenschaftlichen Studium kaum illustrieren: Trau keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast!

Professorenleben Medizin und Macht

27. Mai 2010 | Von Heiner Barz

Der britische Autor C. P. Snow hatte in "Zwei Kulturen" (1959) die Geisteswissenschaften (engl. humanities) und die Naturwissenschaften (engl. science) als unvereinbare Wissenschaftskulturen beschrieben. Vergessen hatte Snow indessen mit der Medizin eine Wissenschaftsdisziplin, in der die Uhren noch einmal ganz anders gehen. Während in den Geistes- und Sozialwissenschaften heute irgendwie die Alt-68er-Mentalitäten dominieren und unter den Naturwissenschaftlern der hemdsärmelige, genialische Forscher verbreitet scheint, der als moderner Eremit nur für seine Experimente lebt, gehört der Phänotyp des Medizin-Professors eher einer anderen Spezies an. Es wäre jedenfalls höchst reizvoll, die Fachkulturen von Medizin, Sozial- und Naturwissenschaften einmal mit dem Kategoriensystem der Kulturdimensionen zu beleuchten, die Gert Hofstede aus einem internationalen Vergleich gewonnen hat. Er unterscheidet zum Beispiel kollektive und individuelle Kulturen. Kollektivistische Kulturen sind im Vergleich zu individualistischen Kulturen stärker personen- als aufgabenorientiert, und die Aufrechterhaltung sozialer Harmonie wird den eigenen Bedürfnissen vorangestellt. Kollektivistische Kulturen integrieren den Menschen von Geburt an in starke Wir-Gruppen, die ihn ein Leben

lang schützen – und dafür bedingungslose Loyalität verlangen. Eine zweite Dimension kultureller Unterschiede ist laut Hofstede das Ausmaß der Machtdistanz. Gesellschaften mit hoher Machtdistanz akzeptieren hierarchische Unterschiede, und in diesem Rahmen ist Kritik gegenüber hierarchisch Höhergestellten ein Affront. Dagegen ist es in Ländern mit geringer Machtdistanz leichter möglich, seinem Vorgesetzten zu widersprechen. Die Rituale der medizinischen Ausbildung erinnern stark an die Beschreibungen kollektivistischer Gesellschaften mit hoher Machtdistanz. Symptomatisch dafür ist die Visite, bei der selbstverständlich der Chefarzt vor seinem Tross das Zimmer betritt. Das Krankenzimmer mag noch so klein und eng sein – es gilt bis heute das ungeschriebene Gesetz, dass der Chef auch als Erster wieder das Zimmer verlässt. Insofern wäre die Medizin ohne Zweifel am anderen Ende der Skala von Machtdistanz und Kollektivismus anzusiedeln, gegenüber meinem Fach, der Erziehungswissenschaft, die zu den von Lothar Späth geschmähten "Diskussionswissenschaften" zählt. Ob hier auch die Erklärung dafür zu finden ist, dass von kaum einem Universitäts-Mediziner ein kritisches Wort zur Schweinegrippen-Impfhysterie der Leitwölfe zu hören war?

Professorenleben Begehrte Drittmittel

4. November 2010 | Von Heiner Barz

Was „Drittmittel“ sind, glaubt man an Deutschlands Universitäten so einigermaßen zu wissen: zusätzlich eingeworbene Forschungsbudgets, die aus der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), aus Ministerien oder Kommunen kommen, von Wirtschaftsunternehmen oder Stiftungen bereitgestellt werden, um spezifische Forschungsthemen zu bearbeiten. Aber keiner weiß so ganz genau, was eigentlich die Erst- und Zweitmittel sein könnten, zu denen dann zum Beispiel DFG-Forschungsfördermittel als Drittmittel hinzukommen. Die Zeiten scheinen indessen vorbei, in denen man Mitarbeiter von Bildungsbetrieben allein dadurch in Verlegenheit bringen konnte, dass man sie – etwa im Rahmen von Organisationsentwicklungs-Workshops – das Wort Akquise an die Tafel schreiben ließ. Schon das Wort Akquisition kannte vor zehn Jahren kaum einer, geschweige denn, dass man in der Sache, nämlich laut Duden der „(Neu)Kundenwerbung“ zum Beispiel durch Verkaufsgespräche, Erfahrungen oder Ambitionen gehabt hätte.

Heute ist das anders. An manchen Fakultäten wird bereits fast die Hälfte des Etats durch Drittmittelakquise abgedeckt. Drittmittel heißen sie, weil diese Gelder von

„Dritten“ außerhalb der eigentlichen „Zweierbeziehung“ Forscher-Universität oder Universität-Wissenschaftsministerium stammen. Erfolgreiche Drittmittelwerbung ergänzt oder ersetzt als Gradmesser wissenschaftlicher Produktivität immer häufiger die alte akademische Karriereregulierung „publish or perish“ (publiziere auf Teufel komm raus – oder du bist weg vom Fenster).

Dabei spiele Medizin, Ingenieurs- und Naturwissenschaften hinsichtlich der Höhe der Drittmiteleinahmen naturgemäß in einer ganz anderen Liga, als die Sozial- oder Geisteswissenschaften. Während laut Statistischem Bundesamt es einem Professor in den Sprachwissenschaften im Durchschnitt gelingt, 58 000 Euro pro Jahr einzuwerben, kommen Mediziner auf 442 000 Euro und Profs der Ingenieurwissenschaften auf 403 000 Euro. Auch die Verteilung der regulären Haushaltsmittel auf die Fächer und Professuren hängen vom Drittmittelaufkommen ab. Hier gilt das Matthäus-Prinzip: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden.“ Was übrigens eine durchaus sinnvolle Wirkung entfaltet: Schließlich will man nicht Drittmittelmuffel alimentieren, sondern den Drittmittelzufluss stimulieren.

Professorenleben Kongress-Tourismus

17. Februar 2011 | Von Heiner Barz

Heute Paris, morgen Heidelberg, übermorgen Rom. Tolle Städtereisen mit Kurzurlaubsoption. So stellt man sich das Kongress-Hopping der Wissenschaftler vor. Wer Erfahrung in diesem Business hat, für den stellt sich die Professoren-Herrlichkeit allerdings meist anders dar. Kürzlich war ich für ein Wochenende in Berlin zur Abschlussveranstaltung von „Tanzplan Deutschland“ eingeladen, einem fünfjährigen Projekt der Kulturstiftung des Bundes, um über die Ergebnisse unserer Begleitforschung am Beispiel des Düsseldorfer Take-off-Projekts zu berichten.

Berlin, diese alte, neue Hauptstadt, von der man immer liest, dass sie die neue kulturelle Metropole Europas und das Gravitationszentrum für Legionen von jungen Künstlern sei. Dort möchte man sich gern mal umsehen. Was habe ich tatsächlich gesehen? Den Hauptbahnhof, die U-Bahn, ein Hotel mit Backpacker-Charme und die Ufer-Studios. Letztere immerhin ein imposantes früheres Werkstatt-Areal der Berliner Verkehrsbetriebe (BVB). Immerhin. Mehr war nicht drin – die eigentlich geplante Anreise tags zuvor fiel der überfälligen Fertigstellung des Projektabschlussberichts zum Opfer.

Am Samstagnachmittag wurde die Präsentation für den Abend nochmals mit unseren Projektpartnern durchgesprochen. Und am Sonntag früh ging es auf dem schnellsten Weg nach Hause, denn mein ältester Sohn hatte mir am Telefon täglich von seiner neuen Abwurfvorrichtung am selbst gebauten, ferngesteuerten Flugmodell erzählt, die er mir unbedingt vorführen wollte. Ähnlich verliefen andere Kongressreisen im vorigen Jahr.

Von Regensburg habe ich wenigstens die sogenannten Geschlechtertürme gesehen und von der originalgetreuen Sanierung der Steinernen Brücke erfahren, wo dank einem unermüdlichen Denkmalschutz sogar bei den nicht sichtbaren Steinen im Innern der Brückenpfeiler Material von exakt demselben Steinbruch verwendet wird, aus dem die Brücke vor 800 Jahren gebaut wurde. Nachmittags habe ich mich ans Laptop gesetzt und den Entwurf eines neuen Projektantrags überarbeitet. Die Deadline für die Einreichung ließ keine andere Wahl. Im ehemals so beschaulichen Professorenamt geht es heute halt zu wie überall anderswo auch – ganz ohne Denkmalschutz.

Professorenleben Vom Wert der Uni-Arbeit

07. Juli 2011 | Von Heiner Barz

Dekane sind nicht zu beneiden. Zusätzlich zum üblichen Gerangel um den Text von Ausschreibungen für die Besetzung von Professuren, zusätzlich zum Schlichten von Konflikten zwischen Kollegen, bei denen einfach die Chemie nicht stimmt, sollen sie nun auch noch Stellen besetzen, auf denen wissenschaftliche Mitarbeiter "Evaluationskriterien" für Fakultäten ausarbeiten. Die Idee ist eigentlich nicht verkehrt: In Zeiten knapper Finanzmittel muss sich auch der Hochschulbetrieb Fragen nach seiner Leistungsfähigkeit gefallen lassen. Aber woran misst man die Leistung einer Fakultät? Die Lehrleistung kann man noch notdürftig als Quantität und Tempo der erfolgreichen Absolventen erfassen. An die Lehrqualität kann man sich vielleicht durch Befragungen der Studierenden herantasten. Aber wie misst man Forschungsleistung? Dass Drittmittelwerbung ein Indiz für erfolgreiche Forschung ist, dürfte unstrittig sein. Dass aber manch wertvolle Studie eines Historikers oder eines Literaturwissenschaftlers sich nicht Drittmitteln, sondern einer effizienten Nutzung der "Erstmittel" eines Wissenschaftlers verdankt, droht unter dem Diktat der Messbarkeit in Vergessenheit zu geraten: Muße, Kreativität, Fleiß und eine Portion positiver Starrsinn, das sind nach wie vor Zutaten wissenschaftlicher Exzellenz. Aber wie will man das messen? An der Zahl der Publikationen oder gar der publizierten Seiten?

An der Häufigkeit, in der Arbeiten eines Wissenschaftlers von anderen zitiert werden? Angesichts der Tatsache, dass auch Hochschulmanagement-Riesen wie das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) hier noch nichts Greifbares vorlegen konnten, erscheint es manchen Kollegen fast etwas naiv, dass ausgerechnet einzelne Fakultäten nun die Quadratur des Kreises austüfteln könnten. Eine Frage, die einem angesichts der flächendeckenden Evaluationsbestrebungen allerdings immer häufiger begegnet: Wer evaluiert eigentlich die Hochschulverwaltungen? Immerhin ist durchschnittlich etwa die Hälfte der Hochschulmitarbeiter dort beschäftigt. Und wer evaluiert die Hochschulleitungen? Die Frage muss erlaubt sein, ob die deutliche Stellenaufstockung, die sich Rektorate in den zurückliegenden Jahren leisteten, durch eine verbesserte Erfolgsbilanz gedeckt ist. Vielleicht könnten Rektorate ja auch Stellen einrichten, die Evaluationskriterien für die Performance von Hochschulleitungen vorschlagen? Ein Kriterium könnte der "Saldo aus der leistungsorientierten Mittelverteilung" der Landesregierung sein. Während einzelne Unis hier ein dickes Plus verbuchen, schlägt bei anderen ein Minus von bis zu fünf Millionen Euro zu Buche – offensichtlich weil sie aus Sicht des Wissenschaftsministeriums im Vergleich mit anderen NRW-Hochschulen eine schlechtere Leistungsbilanz aufweisen.

Professorenleben

Wer entscheidet über Forschungsförderung?

23. Februar 2012 | Von Heiner Barz

Deutsche Forschungsgemeinschaft, DFG – dieses Kürzel stand bisher für höchste wissenschaftliche Qualität, für unbestechliche Spitzenforschung. Bisher. Man darf gespannt sein, inwieweit die nicht gerade peripheren Vorwürfe nachhallen, die der Heidelberger Germanist Roland Reuß und der Münchner Jurist Volker Rieble im Umfeld der vorigen DFG- Jahrestagung ganzseitig in der FAZ publizierten. Bislang, so scheint es, ist die Kritik wie ein Strohfeuer verpufft.

Dabei dürfte es Hunderte, ja Tausende von Wissenschaftlern in der Republik geben, die genau die Erfahrungen mit der DFG gemacht haben, die Reuß und Rieble anprangern: intransparente Begutachtungsverfahren, willkürliche Ablehnung von Förderanträgen, kaum Chancen für innovative Ansätze. Ob man so weit gehen muss, von „Selbstbedienung“ oder Gutachter-Seilschaften zu sprechen, die sich gegenseitig die Posten und Fördermittel zuschieben, ist schwer zu beurteilen; die Gutachterauswahl ist ebenso geheime Kommandosache wie die Begutachtungsvorgänge.

Wie es besser gehen könnte, ist indessen schwer abzusehen. Denn ob sich viele Kollegen für ein gläsernes Verfahren finden würden, ist eher fraglich.

Schließlich könnte man dem negativ be-

gutachteten Kollegen beim nächsten Kongress-Bankett gegenüber sitzen.

Absolute Transparenz wirft also vielleicht mehr Probleme auf, als sie löst. Dass als Mitglied in die DFG- Fachkollegien nur gewählt werden kann, wen die DFG selbst vorschlägt, klingt indessen nicht besonders demokratisch.

Zwar bekommt jeder deutsche Professor turnusmäßig DFG-Wahlzettel zugesandt; wenn man die vorgeschlagenen Kollegen nicht kennt – in meinem Fach zum Beispiel, der Erziehungswissenschaft, gibt es in Deutschland mindestens 750 Professoren, die man unmöglich alle kennen kann –, bleibt auch das aktive Wahlrecht eine Farce. Denn die Kandidaten werden nicht etwa mit einem Profil oder gar einem Programm vorgestellt. Man weiß also nicht, wofür sie stehen: für „old school“? Für „new school“? Für „beyond school“? Auf jeden Fall also wird es in der deutschen Wissenschaft eine breitere Diskussion über Maßstäbe und Verfahren der Forschungsförderung geben müssen – und mindestens ein transparentes Berichtswesen der DFG, aus dem man auch etwas über Erträge oder Fehlschläge der geförderten Projekte erfährt. Schließlich entscheiden die Fachkollegien der DFG jährlich über ein Budget von rund 2,6 Milliarden Euro Steuergeldern.

Professorenleben
Panik-Macher

31. Mai 2012 | Von Heiner Barz

Seit 1989 ist PCB in der Bundesrepublik verboten, seit 2001 weltweit. Seit den 90er Jahren kennt man die PCB-Belastung in öffentlichen Gebäuden. Zeitgleich mit einem aufsehenerregenden PCB-Prozess in Dortmund gegen offenbar skrupellose Firmenchefs ist nicht nur unsere Universität seit Frühjahr 2012 Schauplatz von Sofortmaßnahmen, die viele Mitarbeiter mit Kopfschütteln quittieren: Primärquellenentfernung heißt das Zauberwort, PCB-PQE. Gebäude, die in wenigen Jahren ohnehin komplett saniert, eventuell sogar abgerissen werden sollen, werden wegen einer aufwendigen provisorischen Sanierung evakuiert. PCB-haltige Deckenplatten und Fußbodenfugen werden entfernt. Mit dem Ziel, dass hinterher die PCB-Belastung zwar nicht beseitigt, aber wenigstens halbiert sein soll. PCB kann Allergien bewirken und den Hormonhaushalt durcheinanderbringen.

Es steht auch im Verdacht, krebserregend zu sein. Man kann den Verantwortlichen wohl keinen Vorwurf machen: Würde nichts getan, droht die Schließung von

ganzen Gebäudeteilen, heißt es, weil die wie immer willkürlich festgelegten Grenzwerte erreicht oder überschritten zu werden drohen. So unabweisbar der stumme Zwang der administrativen Verhältnisse sein mag – ob die "Sanierung vor der Sanierung" wirklich sinnvoll ist, steht auf einem anderen Blatt. Schon 2001 hat der Dortmunder Statistik-Professor Walter Krämer die oft widersinnige Art und Weise aufgespießt, mit der wir Menschen auf Risiken reagieren. Das Buch "Die Panik-Macher" versammelt zahllose Beispiele von Amalgam in den Zähnen über BSE bis zur Zeckenplage, wo das eigentliche Risiko erst durch die panikartigen und damit falschen Bewältigungsversuche entsteht. Beispiel Asbest: Die Wahrscheinlichkeit, auf den durch geschlossene Schulen verlängerten Schulwegen durch Unfall oder Mord zu sterben, lag weitaus höher als die Wahrscheinlichkeit eines frühzeitigen Todes durch Asbest. Ob man Ähnliches wohl dereinst über die PCB-Sanierung sagen wird?



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben Und noch ein Ranking

25. Juli 2013 | Von Heiner Barz

Seit einiger Zeit macht sich in den Fachbereichen und Studiengängen eine spürbare Ranking-Müdigkeit breit. Immer mehr Wissenschaftsverbände empfehlen ihren Mitgliedern etwa, das bekannteste, nämlich das CHE-Ranking, zu boykottieren. Wegen Verstoßes gegen Gütekriterien wissenschaftlicher Studien. Und dabei ist das Ranking des "Centrums für Hochschulentwicklung" anerkanntermaßen das beste unter den schlechten. Mitten in der Diskussion um die längst auch weltweit – mit noch problematischeren Vereinfachungen – angebotenen Rankings (Shanghai-Ranking, Times Higher Education-Ranking etc.) hat die Fachhochschule für angewandtes Management (Erding) ein "Social Media Ranking" für deutsche

Hochschulen veröffentlicht. Darin wird bewertet, wie stark Hochschulen sich in den sozialen Netzwerken präsentieren – wie häufig sie also auf Facebook, Twitter, Xing oder Youtube Meldungen platzieren. Das überraschendste Ergebnis: Die privaten Hochschulen sind insgesamt weniger aktiv als die staatlichen. Die Uni Münster steht auf Platz eins, die TU München auf zwei, die Uni Köln auf drei. Düsseldorf abgeschlagen auf Platz 143. Allerdings wurden offenbar nur zentrale Channels und Posting-Aktivitäten gezählt – wenn man die Web-2.0-Aktivitäten einzelner Institute und Mitarbeiter einbeziehen würde, wäre das Ergebnis wahrscheinlich ein anderes. Es wäre freilich auch viel mehr Arbeit.

Professorenleben

Testen, bis der Arzt kommt

26. September 2013 | Von Heiner Barz

Immer häufiger gerät die Test- und Ranking-Industrie in die Kritik: In England, wo standardisierte Leistungsmessungen früher und flächendeckender ins Bildungssystem Eingang gefunden haben – seit 1992 gibt es das OFSTED (Office for Standards in Education, Jahresetat über 250 Millionen Euro), mahnen jetzt Kritiker zur Besinnung.

Die führenden Mädchen-Schulen haben begonnen, neue Tests einzusetzen, die keine Schülerin mit hundertprozentig richtigen Antworten bestehen kann. Auch die ehrgeizigsten Schülerinnen sollen wieder lernen, mit Fehlern und Niederlagen umzugehen. Man darf gespannt sein, wann an deutschen Hochschulen die ersten "Anti-Verbissenheits-Übungen" angeboten werden. Wenn es stimmt, dass Ritualen inzwischen auch in bestimmten Stu-

diengängen fast zum Grundnahrungsmittel geworden ist, dann wäre es eigentlich höchste Zeit. Dass statt Überforderungsabhärtung vielleicht Testreduzierung auch eine Option sein könnte – das kommt auf der Insel offenbar kaum jemandem in den Sinn. In Deutschland würde vielleicht argwöhnisch gefragt: Ist das nicht typisch, dass ausgerechnet Mädchen-Schulen es sind, die ihren Schülerinnen derartige Frustrationen zumuten? Sollen hier etwa wieder nach dem bewährten Rezept der "erlernten Hilflosigkeit" den Mädchen Hindernisse in den Weg gestellt werden? In England hat man offenbar zumindest diese Lektion gelernt: Die Frauen sind gerade in Sachen Bildungserfolg eindeutig zum starken Geschlecht geworden.

Professorenleben Professoren verstummen

10. September 2015 | Von Heiner Barz

Okay, man muss nicht Professor sein, um sich zu gesellschaftlichen Missständen zu äußern oder sich in die aktuelle Politik einzumischen. Siehe Til Schweiger. Auch Sportler und Ex-Sportler, Schauspieler oder Bundesrichter, ehemalige IBM-CEOs oder Altbundeskanzler können mit dezidierten Stellungnahmen und aufrüttelnden Appellen zur öffentlichen Meinungsbildung produktiv beitragen. Man muss umgekehrt auch nicht von jedem Professor denken, dass er superkritische Gedanken oder superinnovative Ideen mit sich herumträgt. Wer den akademischen Betrieb ein bisschen kennt, für den relativieren sich derartige Erwartungen. Aber es ist schon verwunderlich, dass sich aus der Wissenschaft heutzutage eher selten eine Stimme zur geistigen Situation der Zeit oder zur real existierenden Gesellschaftsordnung äußert. Warum ist das so?

Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen hat in der "Zeit" ein paar sehr treffende Beobachtungen dazu notiert, die alle mehr oder weniger um das System falscher

er Anreize kreisen. Die Selbstdomestizierung des Geisteslebens durch ein auf Zitations-Indices und Drittmittel-Akquise bauendes Beförderungs- und Belohnungssystem trockne die ernsthaften, die tiefeschürfenden und die unerschrocken Neuland skizzierenden sozialwissenschaftlichen Anstrengungen aus. Erkenntnisökonomisch gedeihe im heutigen Wissenschaftssystem weder der große Wurf noch die Polemik und schon gar nicht die öffentliche Einmischung. Nachwuchsforscher rackern nur noch für eine möglichst lange Liste von Aufsatzpublikationen in englischsprachigen Peer-Review-Journals und für das Drittmittel-Konto. Professoren wie der Soziologe Ulrich Beck oder der Philosoph Peter Sloterdijk, deren Thesen weithin diskutiert werden, werden rar. Wenn die Wissenschaft nicht zum Nimbus ohne Inhalt werden will, muss man freilich hoffen, dass sie neben der fatalen Struktur der Fehlanreize irgendwann wieder einen Bypass für emphatische Forscher und Enthusiasten des Geistes eröffnet.

Professorenleben Geister-Stunde

21. Januar 2016 | Von Heiner Barz

Es gab einmal eine famose Idee: Mit landesweit, ja bundesweit standardisierten Vergleichsarbeiten (nett abgekürzt als VERA) sollte der einzelne Lehrer in die Lage versetzt werden, sich ein objektives Bild vom Leistungsstand seiner Klasse zu machen. Zentral gesteuert sollten nur Aufgaben und Bewertungsverfahren sein. Die Ergebnisse selbst dagegen sollten ausschließlich der Selbstvergewisserung der Lehrkräfte und der Identifikation von Handlungsbedarf vor Ort dienen. Auch sollten die VERA-Ergebnisse nicht in die Schulnoten der einzelnen Schüler einfließen. Inzwischen wissen wir, dass in der realen Umsetzung dieser Idee alles ziemlich anders aussieht: VERA-Ergebnisse werden wie Klassenarbeiten benotet, Lehrer trimmen ihre Schützlinge für bessere Tests, Schulen konkurrieren in der "VERA-Hitparade" und manche Schulaufsicht missbraucht VERA als Kontrollinstrument gegenüber den Schulen.

Jetzt erreicht die Standardisierung, die Parametrisierung die Hochschulen. Noch im Januar 2016 will der Wissenschaftsrat seine Empfehlungen zum "Kerndatensatz Forschung" verabschieden. Damit ist zwar

keine Hochschule und kein Institut wirklich gezwungen, Forschungs-In- und Output in vorgegebenen Parametern zu dokumentieren. Allerdings wird der stumme Zwang der Verhältnisse, werden die "Berichtspflichten" und "Steuerungsbedarfe" im Wissenschaftsmanagement dafür sorgen, dass sich die Kennziffernwirtschaft endgültig wie ein unsichtbares Netz über den Wissenschaftsbetrieb legt – ein Netz von simplifizierenden Indikatoren, die nicht nur messen, sondern auch lähmen. Weil fortan nur noch zählt, was zählbar ist. Kritiker haben sich schon positioniert. So warnt etwa der Vorsitzende des Historiker-Verbandes, dass "viele renommierte Geisteswissenschaftler keine Output-Olympioniken" seien. Wer bei den Parameter-Olympics also ganz oben steht, muss nicht unbedingt wichtige, sondern muss vor allem messbare Forschungsbeiträge abliefern. Am Ende könnte der erhoffte Leistungssteigerungseffekt sich als Leerlaufsteigerungseffekt herausstellen. Natürlich hat das dann keiner gewollt – aber mancher kommen sehen: „Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“

Professorenleben Der Winter wird kalt

2. Juni 2016 | Von Heiner Barz

Dass man beim Schreiben von Forschungsanträgen so manchem Rätsel und so mancher Hürde begegnet, daran hat man sich in einem langen Forscherleben gewöhnt. Zum Beispiel muss man, um Geld für ein Forschungsprojekt einzuwerben, im Antrag angeben, wie viele Azubis die Universität derzeit beschäftigt. Gut, wenn die das (wozu auch immer) unbedingt wissen müssen, dann fragt man in der Personalverwaltung nach und füllt den Papierkram aus. Dass man Erfolgsaussichten beschwören, Nachhaltigkeit behaupten, Nachwuchsförderung und Gender-Textbausteine einbauen muss. Geschenk. Auch die Verpflichtung zur Einhaltung von Datenschutzrichtlinien und Selbstverpflichtungen zu „guter wissenschaftlicher Praxis“ unterschreibt man gerne in der Hoffnung auf die Bewilligung der hart umkämpften Drittmittel. Und ich kämpfe mich misstrauisch aber kampferprobt auch jedes Mal erneut durch die tollen Online-Upload-Tools mit vielversprechenden Namen wie „förderportal-easy-online“.

Die natürlich alles andere als easy sind – sondern einen permanent vor neue Rätsel stellen.

Neulich plopte ein Fenster auf mit der Fehlermeldung: „Ihr Upload konnte nicht als xml-Dokument verarbeitet werden“ – ah ja. Zuletzt aber ist mein Glaube an die Zurechnungsfähigkeit der Wissenschaftsbürokratie dann doch auf eine sehr harte Probe gestellt worden: *„Die Vorhabenbeschreibungen sind in 20 Exemplaren (DIN A4, doppelseitig, Schriftgröße 11pt, 1,5-zeilig und ein Exemplar einseitig und ungebunden als Kopiervorlage) vorzulegen.“* 21 Exemplare (in Worten: einundzwanzig!) eines Forschungsantrags soll man also im Bundesforschungsministerium fristgerecht einreichen. Das papierlose Büro? Davon träumen vielleicht irgendwelche Öko-Fundamentalisten oder Technik-Fetischisten. Ein Ministerium hat auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Offenbar fürchtet man dort einen harten Winter und will sich schon mal vorsorglich mit Brennmaterial eindecken.

Lehren

Professorenleben Lehren kann man lernen

16. Juni 2011 | Von Heiner Barz

In der Pädagogik wird die Frage schon lange kontrovers diskutiert: fordern oder fördern? Was führt Menschen besser zu den Zielen von Selbstbewusstsein, Leistungsmotivation und Erfolg: Verständnis oder Strenge? Zuckerbrot oder Peitsche? Während sich in Wirtschaft und Politik spezifische Führungsphilosophien herausgebildet haben, ist das Thema Führungskultur an Hochschulen chronisch vernachlässigt. Hier galt lange Zeit das Diktat der drei F: Forschen, Forschen, Forschen. Erst allmählich entsteht ein Bewusstsein dafür, dass erfolgreiche Drittmittel-Akquise nicht automatisch gute Mitarbeiterführung bedeutet. Ja, man hört bisweilen sogar Formulierungen, die auf eine gewisse Nähe von „Genie und Wahnsinn“ hinauslaufen. Will heißen: Brillante Forscher, preisgekrönte Wissenschaftler sind manchmal im persönlichen Umgang, sagen wir es diplomatisch: ein bisschen schwierig. Dass die Anhäufung akademischer Titel („Dr. Dr. Dr. h. c. mult.“) nicht gleichzusetzen ist mit höheren Fähigkeiten als Hochschulmanager – auch diese Beobachtung lässt sich im Universitätsalltag bisweilen machen.

Anerkannte Forschungsleistungen in ei-

nem Fachgebiet sagen zunächst wenig über Kompetenzen, die fürs Management erforderlich sind. Wie auch bei Schulleitern, die ebenfalls meist wenig auf Leitungsfunktionen vorbereitet sind, sollte wenigstens der Besuch einiger Fortbildungsmodule in Sachen Mitarbeiterführung, Managementlehre oder Organisationsentwicklung vielleicht nicht verpflichtend vorgeschrieben, aber doch wenigstens nahegelegt werden.

Es versteht sich von selbst, dass solch ein Ansinnen auf massiven Widerstand der Professorenschaft treffen dürfte. Denn zu deren Selbstverständnis gehört nicht nur die gute alte „Freiheit von Forschung und Lehre“, sondern oft auch ein Gefühl von Allmacht. Letzteres dürfte dafür verantwortlich sein, dass auch hochschuldidaktische Angebote oder innovative Lehrformate oft nur schwer vermittelbar sind. Natürlich gibt es unter Professoren Naturtalente, deren Lehre und deren Führungsstil ohne jegliche Fortbildung exzellent sind. Aber wie überall kommen auf ein Naturtalent etliche weniger Begnadete, deren Anlagen durch Förderung und Fortbildung durchaus gewinnen könnten. Vielleicht sollte man im Zuge von Bologna 2.0 einmal damit anfangen?!

Professorenleben Leidige Akkreditierung

01. Dezember 2011 | Von Heiner Barz

Die Umsetzung der Bologna-Beschlüsse zur Studienreform hat ganz neue Geschäftsmodelle entstehen lassen. Ein besonders lukratives scheint das Akkreditierungs-Business zu sein. Für die Fakultäten und Fachgruppen der Hochschulen jedenfalls sieht es so aus, dass beträchtliche Beiträge für die Akkreditierung von Studiengängen aufgebracht werden müssen. Pro Studiengang werden 10 000 oder mehr Euro fällig – auch wenn die Fakultäten bisweilen ähnliche Studiengänge bündeln und dann für sogenannte Clusterverfahren Mengenrabatt bekommen. Dabei ist der Aufwand, der hochschulintern mit einem Akkreditierungsverfahren verbunden ist, noch gar nicht mitgerechnet. Denn Akkreditierungsanträge sind aufwendig, die Verfahren oft langatmig, verbunden mit Lokalterminen, Begehungen, Schriftwechseln, Stellungnahmen, Stellungnahmen zu Stellungnahmen, eventuell mit Auflagen. Und alle fünf bis sieben Jahre wird reakkreditiert – natürlich eben falls kostenpflichtig. Akkreditierung hört sich durchaus irgendwie nobel an und weckt Assoziationen in Richtung Diplomatie. Klingt jedenfalls viel vornehmer als früher, als Studiengänge noch per Erlass von Wissenschaftsministerien genehmigt werden

mussten. Ob das neue Verfahren samt seinem neuen Vokabular tatsächlich besser ist, darüber lässt sich streiten. Kritiker etwa aus dem Deutschen Hochschulverband sagen, es sei vor allem "teuer, bürokratisch, langsam, ineffizient, rechtlich zweifelhaft und autonomiefeindlich". Vielleicht stellt es dennoch so etwas wie das kleinere Übel dar. Sicher können nicht alle Schwachstellen eines neuen Studiengangs – der ja allzu oft ebenfalls nur "alter Wein in neuen Schläuchen" ist – durch die strenge Prüfung der Akkreditierungs-Gutachter vorab ausgemerzt werden. Dennoch kann man annehmen, dass allein die Tatsache, dass sich Fachbereiche anlässlich einer bevorstehenden "Begehung" gezwungenermaßen intensiv mit den Studieninhalten, mit der Studierbarkeit, mit dem Studierendenservice, mit den Arbeitsmarktchancen der Absolventen auseinandersetzen müssen, schon einen positiven Effekt auf die Qualität von Studium und Lehre bewirkt. Für die Professoren, aber auch für die Studierenden gibt es außerdem die Chance, gelegentlich auf der anderen Seite des Tisches zu sitzen. Dann wandern immerhin ein paar Euro aus den Akkreditierungsagenturen wieder zurück in den Wissenschaftsbetrieb.

Professorenleben Anwesenheitspflicht

8. März 2012 | Von Heiner Barz

Wir leben in eigenartigen Zeiten. Als vor zehn Jahren der Siegeszug der Mobilfunk-Kommunikation erste Blüten zeigte, schrieben sensible Beobachter etwas von virtueller Nabelschnur. Am besten gefiel mir die Überschrift einer ethnographischen Studie aus Österreich zur flächendeckenden Nutzung des Handys: „Präsenz ohne Anwesenheit“. Daran musste ich kürzlich denken, als die abenteuerlichen Rechtsauslegungen eines Prof. Goebel aus dem Wissenschaftsministerium an den Universitäten in NRW für Ratlosigkeit sorgten.

Er macht nachdrücklich darauf aufmerksam, dass die Anwesenheitspflicht in Lehrveranstaltungen einen massiven Grundrechtseingriff darstelle und deshalb nur dann zulässig sei, wenn das Lernziel nicht „durch mildere Mittel“ genauso gut erreichbar sei und wenn die Prüfungsordnung dafür eine hieb- und stichfeste Grundlage liefere.

Es gehe jedenfalls nicht an, dass Hochschuldozenten durch eine Anwesenheitspflicht ohne nähere Begründung die in

Artikel 2, Absatz 1 des Grundgesetzes verbriefte allgemeine Handlungsfreiheit einschränkten. Auch die Berufsausübungsfreiheit nach Art. 12, GG sieht Goebel in Gefahr. Schon jetzt ist es nicht mehr statthaft, in Vorlesungen Anwesenheitskontrollen durchzuführen; entsprechend dünnen sich die Auditorien aus. Zwar ist es sicher richtig, dass Anwesenheit keinerlei Garantie für irgendeinen Lernerfolg beinhaltet – aber Fernbleiben im Zweifelsfall genauso wenig.

Wenn Lehrveranstaltungen auf diese Weise zum entbehrlichen Vorlauf für schriftliche Klausuren (gegen die Prof. Goebel keine Einwände erhebt) herabgestuft werden, bleibt die mindestens für Sozial- und Geisteswissenschaften so wichtige lebendige Auseinandersetzung im Lehrgespräch auf der Strecke. Vielleicht liegt der Rechtsbelehrung des Wissenschaftsministeriums aber auch einfach eine neue alte Überlegung zur Untertunnelung der aktuellen Studentenberge zugrunde: Einschreiben dürfen sich alle – hinzugehen braucht eh keiner.

Professorenleben Workload-Debatte

25. Juli 2013 | Von Heiner Barz

Die „Workload“ von Studiengängen ist ins Gerede gekommen. „Workload“ heißt in der Sprache des Bologna-Zeitalters so viel wie Arbeitsaufwand, gemessen in Stunden. Spätestens seit der Zeitlast-Studie des Hamburger Kollegen Professor Schulmeister, die eine durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit von 23,5 Stunden bei Studierenden festgestellt hat, wird diskutiert, in welchem Verhältnis gefühlte Überlastung und realer Zeitaufwand stehen. Denn der Durchschnittswert weit unterhalb der 40-Stunden-Woche, den das Zeitlast-Team ermittelt hat, steht in scharfem Kontrast zu den häufigen Klagen über volle Stundenpläne, nächtliches Klausurpauken und rastlose Hetze von Lehrveranstaltung zu Lehrveranstaltung.

„Erschöpft vom Bummeln“ titelte der „Spiegel“ maliziös. Dabei ist die Botschaft der Zeitbudgetforscher eigentlich eine andere: Auf der Anklagebank sitzen weniger die Studierenden. Kritisiert werden vielmehr die durch die Vorgaben der Studienordnungen kaum sinnvoll organisierbaren Wochenarbeitspläne, in denen viel zu viel Leerlauf geradezu programmiert ist. Die Möglichkeiten, durch Blockseminare intensives und nachhaltiges Lernen zu unterstützen, werden von kaum einer Hochschule systematisch genutzt. Blended-Learning-Angebote als Verzahnung von

interaktiver Präsenzlehre und individuellem Lernen zu Hause werden noch immer viel zu selten realisiert. Eine andere, ebenfalls spannende Frage ist indessen bislang kaum gestellt worden: Welches Zeitbudget wird eigentlich von Lehrenden aufgewendet, um Lehrveranstaltungen vorzubereiten und durchzuführen? Wie will man Universitätsdozenten auch dazu bringen, über ihr tägliches Arbeitspensum akribisch Buch zu führen? Versucht man mit Schätzwerten zu arbeiten, wird schnell eine Tendenz zu einer überzeichneten, ja unrealistisch hohen subjektiven Zeitaufwandseinschätzung deutlich.

Das jedenfalls legen die Befunde einer aktuellen Studie in meiner Abteilung nahe: Viele der eingesetzten Zeiterfassungsbögen weisen in der Summe Zeitbudgets von 150 bis 200 – manche gar 600 – Stunden für eine einzelne Lehrveranstaltung aus. Verwaltungsgerichte halten schon eine Zeitbelastung von 112 Stunden pro Lehrveranstaltung und Semester für deutlich zu hoch angesetzt. Richtig dürfte es demgegenüber sein, dass die meisten Hochschullehrer sich weit über die bezahlten Stunden hinaus mit Forschung und Lehre befassen – worüber allerdings kaum einer klagt. Schließlich ist das der Preis für das hohe Privileg der akademischen Freiheit.

Professorenleben Ernüchternde Lehre im Internet

19. Dezember 2013 | Von Heiner Barz

Irgendwann kamen in den 70er Jahren die sogenannten Sprachlabore auf. Als technische Innovation gepriesen, waren die headsetbestückten Fließbandarbeitsplätze innerhalb weniger Jahre zu tristen Investitionsruinen verkommen. Seit ein, zwei Jahren macht nun eine neue pädagogische Innovation von sich reden: MOOCs (sprich: Muhgs), ausgeschrieben „Massive Open Online Courses“, verkörpern die Idee, mit einer Art virtuellem Flächenbombardement die gesamte Online-Welt rund um den Globus an den prächtigen Wissensschätzen der renommierten amerikanischen Elite-Universitäten teilhaben zu lassen.

Demokratisierung der Bildung statt Abschottung der Elite. In Deutschland hat sich die Start-up-Firma Iversity auf die Produktion und Vermarktung von MOOCs spezialisiert und einen Wettbewerb zur Erstellung von MOOCs durch deutsche Hochschullehrer ausgelobt.

Die ersten neu entstandenen MOOCs stehen inzwischen im Netz kostenlos zur Verfügung. Und ebenso wie bei den millionenfach geklickten amerikanischen Vorbildern, stellt sich auch hier rasch Ernüchterung selbst bei wohlwollender Betrachtung ein. In einem durch wenige Kameraschwenks und simple Lernkontrollfragen unterbrochenen, monotonen Redeschwall referiert ein mehr oder weniger sympathischer Professor die Inhalte eines Einführungslehrbuchs. Ich für meinen Teil lese Lehrbücher eigentlich lieber selbst. Beim altmodischen Durchblättern fühle ich mich jedenfalls deutlich unabhängiger als beim „fast forward“ in den Video-Clips. Die versprochene Selbstbestimmung von Raum, Zeit und Lerntempo wird durch die Fortsetzung der pädagogischen Langleiwe mit anderen Mitteln also keineswegs eingelöst. Führt der Weg auch hier vom Hype zum Flop?



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben **Teaching and Testing**

10. Dezember 2015 | Von Heiner Barz

Test und Realität klaffen weit auseinander – zum Beispiel bei den Dieselmotoren von VW, wie inzwischen alle wissen. Dass auch Leistungstests in Bildungsinstitutionen oft wenig mit der Bewältigung von Realanforderungen zu tun haben, sagen Bildungskritiker schon lange. Die clevere Medizinstudentin etwa braucht keine Software, die erkennt, dass sich nur zwei von vier Rädern im Test drehen. Sie lernt von vornherein anhand der Multiple-Choice-Tests der letzten Prüfungsjahrgänge.

Schön blöd, wer sich umfassend oder vertieft mit einzelnen Themengebieten beschäftigt – das lenkt nur ab. Worauf es ankommt, um weiterzukommen, nämlich aus vier Antwortmöglichkeiten die richtige rauszufinden, das lernt man einfach auswendig. Zusammenhänge? Wechselwirkungen? Komplexität? Sowas mag es im

echten Leben, bei echten Patienten geben – im Studium darf man sich damit nicht aufhalten. Während sich die Erfinder von Reformstudiengängen und Problem-Based-Learning-Szenarien tolle anwendungsnahe, praxisorientierte Curricula ausdenken, verfährt das Prüfungswesen ungerührt im Stil der Fahrschulprüfung: „Links blinken und zügig weiterfahren.“ Dass das dazu führt, dass weder Dozenten noch Studenten den Lehrbetrieb sonderlich ernst nehmen, weiß an medizinischen Fakultäten jeder.

Dass durch die unselige Abschaffung der Anwesenheitspflicht allen Studiengängen eine ähnliche Entkoppelung von Lehre, Prüfung und Wirklichkeit verordnet wird, wie sie bei Medizinern oder auch Juristen längst Praxis ist, zeigt die Kurzsichtigkeit manch angeblicher Bildungsreform.

Professorenleben Nomen est omen

24. Dezember 2015 | Von Heiner Barz

Anwesenheitspflicht nur noch für Professoren – aber nicht für die Studenten. Dieser regierungsamtliche Schildbürgerstreich im Hochschulzukunftsgesetz für NRW sorgte für viel Unmut, Unverständnis und auch für Sarkasmus. Wer allerdings gedacht hatte, zur Anwesenheitspflicht beziehungsweise zu ihrer Abschaffung vor gut einem Jahr durch das neue Hochschulgesetz, sei alles gesagt, der hatte seine Rechnung ohne den Hamburger Kollegen Rolf Schulmeister gemacht.

Den haben die seltsamen Argumente unseres Wissenschaftsministeriums nämlich so erzürnt, dass er die Sache nicht auf sich beruhen lassen wollte. In einer akribischen Recherche hat er nun eine Metastudie zusammengestellt, die bilanziert, was Hochschulforscher international über den Einfluss von Anwesenheit und Abwesenheit auf den Studienerfolg herausgefunden haben.

Die Ergebnisse von immerhin knapp 300 Studien aus 25 Ländern fasst er so zusammen, dass die Studierenden, die Lehrveranstaltungen „schwänzen“ beziehungsweise aus anderen Gründen nicht besuch-

en, generell die schlechteren Leistungen in Prüfungen abliefern. Dass man also niemandem einen Gefallen tut, wenn man auf das Monitoring der Anwesenheit verzichtet.

Denn gerade die schwächeren Studierenden würden – so sein empirisch gestütztes Argument – profitieren, wenn man eine gewisse Verbindlichkeitsstruktur aufrechterhält. Dass die von ihm dafür herangezogenen Daten zwar eine Korrelation von Prüfungsleistung und Anwesenheit – aber eben keine Kausalität in dem Sinne belegen, dass das eine aus dem anderen zweifelsfrei folgt, weiß Schulmeister selbst am besten. Also sucht er nach Drittvariablen wie Motivation oder Persönlichkeitsmerkmalen.

Ehrlicherweise muss man einräumen, dass die ausgefuchste Argumentation von Prof. Schulmeister basierend auf sehr unterschiedlich angelegten Einzelstudien wohl nicht jeden restlos überzeugen wird. Als unstrittig indessen kann man festhalten, dass der geschätzte Kollege Schulmeister ein weiteres Mal seinem Namen alle Ehre gemacht hat.

Professorenleben
Big Brothers Lerntagebuch

17. März 2016 | Von Heiner Barz

Dass Google und Facebook unsere Nutzerdaten sammeln und Konsumenten- und Interessenprofile anlegen – daran haben wir uns fast schon gewöhnt. Auch wenn ein österreichischer Jura-Student vor kurzem vor dem Europäischen Gerichtshof erwirken konnte, dass der umstandslose Transfer europäischer Nutzerdaten an die Daten-Kraken nach California zukünftig erschwert wird. Die zweifelhaften Segnungen des digitalen Zeitalters setzen dessen ungeachtet zu einem neuen Quantensprung an.

Erste Software-Angebote sind auf dem Markt, die das Lernverhalten, das Lerntempo, die Auffassungsgabe etc. von Menschen verfolgen und aufzeichnen. Welche Aufgaben der Lernende wie schnell löst, auf welchen Webseiten er sich informiert, welche Fehler und Umwege ihm unterlaufen – all das wird „getrackt“, wie es heute heißt.

In einer nicht allzu fernen Zukunft wird der Anwärter auf eine Beförderung, wird der Absolvent im Bewerbungsgespräch also nicht mehr Bildungszertifikate vorlegen müssen. Bachelor, Master, Zusatzqualifikationen – alles Schnee von gestern. Lerntempokoeffizienten und Lerntypprofile könnten das gute alte Zeugnis ersetzen. Selbst wenn es so etwas wie ein Recht auf informationelle Selbstbestimmung gibt – wer einen Job will, dürfte seine Learning-History kaum als Privatsache behandeln können. Dass dazu auch die Bewegungs-Daten aus der mit dem Smartphone gekoppelten Fitness-Armbanduhr gehören, versteht sich fast von selbst. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“, wusste Hölderlin. Und so ist zu erwarten, dass der Sportmuffel die Fitness-Watch seinem Hund umbindet und clevere Studenten einen schwunghaften Handel mit getunten Lern-Profilen aufziehen werden.

Professorenleben Googlen als Kompetenz

6. Oktober 2016 | Von Heiner Barz

Kompetenz ist: Wissen, wo's steht. Erklärt Harald Lesch. Harald Lesch ist nicht blöd. Harald Lesch ist, neben Ranga Yogeshwar, Deutschlands prominentester Wissenschafts-Vermittler im Fernsehen. Außerdem Professor für Astrophysik. Unter der Überschrift „Unser Schulsystem ist Mist!“ hat er nun in einer zehnminütigen YouTube-Tirade gegen das deutsche Bildungssystem gewettert.

Er kritisiert, dass Abiturienten vor einfachsten Rechenaufgaben kapitulieren. Wie viel sind zehn Prozent Rabatt, wenn ein Produkt 49,90 Euro kostet? Antwort: „Das muss ich nicht wissen; das sagt mir mein Smartphone.“ Das wäre das Ergebnis der kompetenzorientierten Neudefinition schulischen Lernens. Die Schüler können nix mehr, aber sie wissen, wo sie nachsehen können.

Wenn einer wie er das neue Zauberwort des Bildungsbetriebs, nämlich Kompetenzen, als das komplette Gegenteil dessen

versteht, was eigentlich mal damit gemeint war, dann zeigt das vor allem eins: Das allgegenwärtige Kompetenz-Gelaber in Verbindung mit flächendeckenden Kompetenz-Tests hat auch noch die letzten Reste von tatsächlich kompetenzorientiertem Unterricht aus unseren Schulen verdrängt.

Zugunsten von kleinteilig dokumentierter, qualitätszertifizierter Kompetenz-Simulation. Dass Kompetenz eigentlich gerade das Gegenteil, nämlich Anwendungsorientierung und Motivation und selbstbewusstes Anpacken von Problemen meint – man kann Lesch keinen Vorwurf machen, dass ihm das im Gestrüpp fein ziselierter Kompetenzniveaustufen, die heute Bildungsstandards und Modulhandbücher bevölkern, nicht aufgefallen ist. Er hat recht: Eigentlich käme es auf was anderes an. Etwas, das man eher zum Beispiel beim Theaterspielen lernt. Aber dafür fehlt die Zeit. Wir sollten sie uns wieder nehmen.

Schreiben

Professorenleben Zähe Buchprojekte

11. Februar 2010 | Von Heiner Barz

Abgabetermine sind janusgesichtig. Ohne die segensreiche Drohung einer Deadline würde so mancher Text nie zum Abschluss kommen, ja bisweilen noch nicht einmal begonnen werden. Auf der anderen Seite führen Abgabefristen nicht nur bei den Studierenden zu Magenkrämpfen, Schlaflosigkeit, Durchfall, Übersprunghandlungen oder exzessivem Zigarettenkonsum. Es ist überhaupt eine merkwürdige Erfahrungsresistenz im Wissenschaftsbetrieb festzustellen – denn im Umgang mit Termingeschäften scheinen sich Studenten und gestandene Wissenschaftler höchstens graduell zu unterscheiden. Natürlich gibt es sowohl bei den Studierenden wie den Dozenten ein breites Feld derjenigen, die unproblematisch und rechtzeitig ihren Verpflichtungen nachkommen. Daneben gibt es aber diejenigen, die sich auch im fortgeschrittenen Alter noch an der Kultivierung des eigenen Deadline-Managements abarbeiten. Wer jemals ein Handbuch mit vielen Autoren herausgegeben hat, weiß ein Lied davon zu singen. Die großzügig angesetzte Abgabefrist wird vielleicht von einem Drittel der Autoren eingehalten. Ein weiteres Drittel entschuldigt sich und liefert mit akzeptabler Verspätung von Wochen oder

Monaten. Im letzten Drittel allerdings steckt so manches Risiko. Unaufschieb- bare Geschäfte, langwierige Krankheiten, berufliche Veränderungen, anderweitige Verpflichtungen – es gibt tausend Gründe, die der Fertigstellung eines Beitrags entgegenstehen. Aufschlussreich ist die sehr unterschiedliche Art des kommunikativen Handelns bei derartigen Terminengpässen. Der eine stellt sich wochenlang tot und antwortet einfach nicht. Nachfragen per Anrufbeantworter, übers Sekretariat oder per Mail verhalten im Nirgendwo. Der nächste gibt sich zerknirscht und verspricht schnellstmögliche Lieferung. Besonders schuldbewusste Autoren bringen es fertig, täglich die Fertigstellung „noch heute Nachmittag“ anzukündigen – und das über Wochen. Schließlich gibt es noch den Routinier, der vor der dritten Mahnung erst gar nicht anfängt. Er kennt schließlich seine Kollegen. So verzögert sich der Druck des Buches Woche um Woche – und der verzweifelte Herausgeber sehnt sich Zustände herbei wie bei den Bachelor-Arbeiten der Studenten. Die müssen einfach nach drei Monaten fertig sein – oder die Arbeit wird nicht mehr angenommen.

Professorenleben Der Fall Schavan

23. August 2012 | Von Heiner Barz

Vor einem Jahr hat unsere Universität die „General Online Research“, eine große internationale Fachtagung zur Forschung übers und im Internet, ausgerichtet. Damals lernte ich Martin Heidingsfelder kennen, einen sympathischen Franken, Typ Golfclub-Sozialist. Heidingsfelder outete sich damals nur im kleinen Kreis – erst später wurde er als Mitinitiator der Plagiatsjäger-Internetplattformen guttenplag und vroniplag bekannt. Und weil seine Mitstreiter ihm die Medienpräsenz übernahmen und darin einen Verstoß gegen ihr geheimbundartiges Selbstverständnis sahen, wurden ihm kurzerhand die Administratorenrechte entzogen – eine heftige Degradierung.

Nicht ganz so schlimm allerdings wie der Entzug des Doktorgrades. Der droht nach wie vor Prof. Dr. Annette Schavan, die vor über 30 Jahren an unserer Universität in meinem Fach promoviert wurde – bei einem Kollegen, der längst im Ruhestand ist. Es ist schon ziemlich pikant, dass ausgerechnet Deutschlands höchste Repräsentantin in Sachen Bildung und Forschung der Verdacht anhaftet, sie habe bei der Anfertigung ihrer Dissertation geschummelt

– wenngleich, wie selbst aus der Plagiatsjägerszene zugestanden wird, in minder schweren Fällen.

Die Kollegen, die nun im Promotionsausschuss über „den Fall Schavan“ befinden müssen, sind jedenfalls nicht zu beneiden. Schließlich geht es nicht wie bei Gutenberg um seitenlanges wortgetreues, aber nicht kenntlich gemachtes „Abkupfern“ fremder Texte. Sondern wohl nur um einen hier und da fehlenden Quellenverweis auf Werke, aus denen Schavan Formulierungshilfe bezogen hat. Wie kürzlich aus der Uni verlautete, wird sich die Untersuchung noch Monate hinziehen.

Kommt der Promotionsausschuss zum Urteil „Aberkennung des Dokortitels“, werden viele sagen, hier werde mit Kanonen auf Spatzen geschossen. Wird Annette Schavan „freigesprochen“, wird es heißen, die Uni habe angesichts des großen Namens der Mut verlassen. Die Kollegen im Promotionsausschuss haben also eigentlich keine Chance, etwas richtig zu machen. Vielleicht hilft ihnen ja ein alter Sponti-Spruch: Du hast keine Chance, also nutze sie!

Professorenleben Copy & Paste

8. August 2013 | Von Heiner Barz

Vom Federkiel zur digitalen Textverarbeitung – der Wandel der „Aufschreibesysteme“ (Kittler) ist auch an den Schreibroutinen der Wissenschaftler und Studierenden nicht spurlos vorbeigegangen. Nicht nur Großtaten wie diejenige des Doktor-von-und-zu-Copy & Paste-Guttenberg zeugen davon. Auch im Alltag der studentischen Haus- und Examensarbeiten wird heute großflächig mit Copy & Paste gearbeitet. Wobei dagegen nichts einzuwenden ist, solange die digital verfügbare Quelle ordentlich angegeben und das kopierte Zitat gekennzeichnet ist. Wie die elektrische Kugelkopfschreibmaschine eine Arbeitserleichterung (und Arbeitszeitverkürzung) für denjenigen mit sich brachte, der das Zehn-Finger-Blind-Tippen beherrschte, so erlauben heute elektronische Datenbanken wie „Springer-

Link“ oder „Google Books“ eine weitere Beschleunigung: Man spart sich den Gang zur Bibliothek, und man muss relevante Zitate nicht mehr abtippen – man kann sie kopieren und in den eigenen Text einfügen.

Allerdings können nicht alle Studierenden der Versuchung widerstehen, via Copy & Paste nicht nur ein einzelnes Zitat, sondern gleich ganze Seiten oder Kapitel dem eigenen Text einzuverleiben. Wenn dann noch ein bisschen umformuliert sowie die eine oder andere Überleitung gebastelt wird, muss der Prüfer das nicht mehr als „wissenschaftliche Eigenleistung“ sondern als gezieltes Verwischen von Spuren bewerten. Glücklicherweise finden sich unter Examenskandidaten heute viel mehr weiße als schwarze Schafe.

Professorenleben Köpenick auf dem Campus

21. November 2013 | Von Heiner Barz

Antje Lüssenhop, Leiterin PR & Interne Kommunikation im Konzern Deutsche Bahn, hat vor kurzem erklärt, sie wolle ihren vor zehn Jahren erworbenen Dokortitel ruhen lassen, und hat Selbstanzeige wegen Titelmissbrauchs gestellt. Was war geschehen? Als sich Frau Lüssenhop aus karrierestrategischen Überlegungen zur Promotion entschloss, war sie froh, die Dienste eines sogenannten Promotionsberaters in Anspruch nehmen zu können.

Direkten Kontakt mit ihrem vermeintlichen Doktorvater hatte sie offenbar nicht. Nachdem sie – oder wer auch immer – ihre Dissertationsschrift fertiggestellt hatte, wurde sie zur mündlichen Prüfung in die Universität Hamburg zu einem Professor Timmermann, ihrem angeblichen Doktorvater, eingeladen. Einen Professor Tim-

mermann gibt es an der Uni Hamburg tatsächlich – nur dass der richtige Professor Timmermann nie eine Doktorarbeit einer Frau Lüssenhop betreut hat.

Ein falscher Professor Timmermann hat also anscheinend in einem leerstehenden Raum der Uni Hamburg eine fingierte Doktorprüfung mit Frau Lüssenhop abgehalten und ihr eine ebenso fingierte Promotionsurkunde ausgehändigt. Wie viel Geld Frau Lüssenhop dafür gezahlt hat, ist ihr angeblich entfallen. Besonders bizarr: Am 18. Februar 2009 berichtete der „Express“, dass der Kölner Ratscherr Hans-Georg Bögner 1999 für seinen gefälschten Dokortitel 5000 Deutsche Mark gezahlt habe – er war damals ebenfalls in den Räumen der Uni Hamburg einem vermeintlichen Professor Timmermann vorgestellt worden.

Professorenleben Denunziation als Geschäftsmodell

2. Januar 2014 | Von Heiner Barz

Die Plagiatsjagd zeitigt immer neue Blüten. Fast unglaublich: Jeder, der sich auch nur ansatzweise mit Plagiatssoftware befasst hat, weiß, dass es den elektronischen Königsweg zur Plagiatsentdeckung nicht gibt. Bestenfalls ziemlich unspezifische Hinweise oder das, was auch eine etwas elaboriertere Google-Recherche erbringen kann, ist davon zu erwarten. Dass kürzlich ein umstrittener Fachhochschul-Professor mittels einer halbgenauen Software eine „63-prozentige Plagiatswahrscheinlichkeit“ für die Dissertation von Frank-Walter Steinmeier öffentlichkeitswirksam an den „Focus“ verkaufte, ist vor diesem Hintergrund zu Recht als Rufmord gewertet worden.

Auch wenn man PR-Gags für geniale Erfindungen gelegentlich vielleicht durchaus

etwas abgewinnen kann – siehe zuletzt etwa Stefan Raabs Duschkopf-Innovation –, bei Professor Kamenz hört der Spaß auf. Denunziation als Geschäftsmodell darf nicht ungesühnt bleiben. Denn eines scheint ziemlich eindeutig: Hier geht es nicht um das verkündete hehre Ziel eines „plagiatfreien Deutschlands“.

Hier geht es vielmehr um das Ködern von Käufern für eine unbrauchbare Softwarelizenz. Wenn Kamenz auf seiner Website profnet.de in schönstem Reinheitswahn phantasiert: „Deutschland soll in zwei bis drei Jahren der erste Hochschulstandort sein, in dem alle wissenschaftlichen Arbeiten ‚plagiatfrei‘ sind“, dann kann man nur fragen: Was ist ein harmloser Zitierfehler gegen einen selbst ernannten Plagiats-Blockwart?

Professorenleben Big Data – Big Fake?

16. April 2015 | Von Heiner Barz

Eigentlich hätte man es wissen können. Als vor eineinhalb Jahren die Studie „Lernen sichtbar machen“ des neuseeländischen Erziehungswissenschaftlers John Hattie in deutscher Übersetzung erschien, machte sie schnell Furore. Hattie gilt manchem inzwischen als Papst der Bildungsforschung, seine mittlerweile berühmte Untersuchung als eine Art Heiliger Gral der Pädagogik. Hattie hatte Werte aus über 800 internationalen Metastudien (also Studien, in denen die Ergebnisse aus vielen anderen Studien gebündelt werden) über guten Unterricht, insgesamt also Tausende von Einzelstudienresultaten auf wenige griffige Botschaften reduziert.

Zum Beispiel die, dass es weniger auf äußere Strukturen, weniger auf die finanzielle Ausstattung oder die Klassengröße ankommt. Sondern vielmehr auf den einzelnen Lehrer und seine Lehr- und Motivationskompetenz. Nun hat sich der Hamburger Altmeister der Lehr-Lernforschung, Professor Schulmeister, den gigantischen Datensalat angesehen, den Hattie auftischt. Ergebnis: Vor dem Ver-

zehr wird gewarnt. Ein Beispiel: Augenscheinlich hat Hattie nicht alle Meta-Analysen, die er zitiert, wirklich gelesen, denn beispielsweise findet sich im Effektkomplex „Konzentration, Ausdauer und Engagement“ eine Studie, deren Thema die Konzentration industrieller Macht ist, nicht aber die Konzentration beim Lernen. Jenseits der grundsätzlichen Bedenken gegen simplifizierende Rankings und gegen den Vergleich von Äpfeln mit Birnen rückt damit die Fehleranfälligkeit wissenschaftlicher Gigantomanie ins Blickfeld. Hatte sich nicht auch unser vormaliger Düsseldorfer Rektor auf dem Höhepunkt der Plagiatsaffäre Schavan gerühmt, als Herausgeber einer Fachzeitschrift rund 20 000 Artikel begutachtet und die Plagiate herausgefischt zu haben? Vielleicht bringen derartige Größenfantasien das, woran unser Wissenschaftssystem krankt, am besten auf den Punkt. Jedenfalls wäre es für einen normalen Sterblichen schon eine Top-Leistung, auch nur ein Prozent dieses Pensums gelesen und einigermaßen verstanden zu haben.

Professorenleben Betrügerische Wissenschaft

14. Mai 2015 | Von Heiner Barz

Kaum hatte ich den Text meiner letzten Kolumne „Big data – big fake“ beendet, in dem ich mir Sorgen angesichts des ins Gigantomaniache abdriftenden Wissenschaftsbetriebs machte – schon erschüttert ein neuer Skandal die „scientific community“. Ein Fachverlag für biomedizinische Forschung, neudeutsch „Lebenswissenschaften“, hat 43 Veröffentlichungen zurückgezogen.

„BioMed Central“, so der Name des britischen Open-Access-Verlags, verdient sein Geld sozusagen in einem umgekehrten Geschäftsmodell: Während etablierte Wissenschaftsverlage wie Elsevier oder Springer (nicht zu verwechseln mit dem Verlag Axel Springer) durch astronomisch überhöhte Abopreise für wichtige Fachzeitschriften in die Kritik geraten sind, finanzieren sich Open-Access-Verlage wie BioMed Central, indem sie von den Autoren Gebühren verlangen.

Damit das Ganze trotzdem nach Wissenschaft aussieht, werden eingereichte Arbeiten durch ein sogenanntes „Peer-Review-Verfahren“ geschleust. Das heißt, Wissenschaftler, die selbst einschlägige Forschungsexpertise haben („Peer“ = Gleichrangiger), begutachten die vorgeschlagene Publikation und empfehlen die Annahme oder Ablehnung.

Im Fall der nun von BioMed Central zurückgezogenen Studien besteht der dringende Verdacht, dass die vermeintlichen Peers entweder frei erfundene Personen waren – eine E-Mail-Adresse „dr.smith.biomed@cambridge.com“ ist schließlich schnell erstellt – oder dass die Namen von real existierenden Wissenschaftlern ohne deren Wissen missbraucht wurden. Eine dritte Betrugsvariante besteht offenbar in der Etablierung von Gutachter-Kartellen, die sich gegenseitig grünes Licht für ihre Veröffentlichungen geben.

Professorenleben Publish and Perish

8. Oktober 2015 | Von Heiner Barz

Die Verfahren des heutigen wissenschaftlichen Publizierens sind vorbildlich qualitätsgesichert, von Ethikkommissionen überwacht und „doppelblind“ peer-evaluert. Das heißt, der Autor weiß nicht, welcher Kollege seinen Aufsatz begutachtet, bevor er erscheint – und umgekehrt weiß der Gutachter nicht, wessen Aufsatz er da für die Veröffentlichung empfiehlt oder ablehnt. Es gelten höchste Ansprüche. Es gibt nur ein kleines Problem: Bestenfalls die Hälfte der Aufsätze in wissenschaftlichen Journals wird von anderen Personen als den Gutachtern gelesen; neun von zehn Artikel werden von anderen Wissenschaftlern nie zitiert.

Leerlauf auf höchstem Niveau, so scheint es. Aber es lohnt sich offenbar – zumindest für die Forschungskarrieren und für die Verlage. Was die Gesellschaft davon hat, steht auf einem anderen Blatt. Unter dem Namen „Amazons Mechanical Turk“ bietet Amazon schon länger in den USA die Vermittlung von einfacheren Dienstleistungsaufträgen an. Arbeiten wie das Abtippen

von Audio-Dateien – zum Beispiel ins Diktaphon gesprochene Arztbriefe, sozialwissenschaftliche Interviews und so weiter – oder Usability-Tests für Webseiten und Ähnliches werden online anonym abgewickelt, ohne dass die Geschäftspartner viel mehr voneinander kennen als die Bankverbindung und die E-Mail-Adresse. Als ich neulich von einem Datenbank-System eine Mail zu einer Publikationsanfrage bekam, musste ich an Amazons Mechanical Turk denken. Der hat jetzt nämlich Konkurrenz bekommen. Vom automatischen Wissenschaftler. Die vollständig automatisierte Publish-or-Perish-Betriebsamkeit hat eine weitere Stufe erreicht. Anfragen für Beiträge zu Sammelbänden oder Handbüchern kommen nicht mehr kollegial per Telefon oder als E-Mail einer Studentischen Hilfskraft. Sie kommen heute gleich aus der digitalen Verlags-Plattform. Früher hieß es „publish or perish“ (publiziere oder verschwinde). Heute gilt „publish and perish“.

Professorenleben
Metall auf Metall

23. Juni 2016 | Von Heiner Barz

Festschriften, Festreden und Lobeshymnen in den Leitmedien seien jedem Jubilar gegönnt. Auch bei Wolfgang Löwer ist es sicher nicht unstatthaft, dass sein Nachfolger als Oberhirte der deutschen Ombudsmänner in der Wissenschaft, eine ausgesprochen schmeichelhafte Laudatio in der FAZ Anfang Juni veröffentlicht. Ein bisschen Wasser im Wein schmeckt allerdings für denjenigen durch, der die zahllosen Interviews verfolgt hat, die Löwer im Zuge der Plagiatshysterie gegeben hat. Zwar hat Löwer immer wieder die sehr vernünftige Forderung vertreten, dass eine Verjährungsfrist auch hinsichtlich von Plagiatsvorwürfen sinnvoll sei.

Er ließ sich aber auch mit den Worten zitieren, dass die meisten Plagiatsfälle völlig evident und die Rücknahmeregelungen weitgehend einheitlich seien. Dass diese Feststellung mit der Realität nicht viel gemeinsam hat, fällt jedem auf, der auch nur die prominenten, sehr ähnlich gelagerten Fälle Schavan, von der Leyen, Lammert nebeneinanderlegt. Die unterschiedlichen Entscheidungen offenbaren nämlich nicht etwa subtile Abwägungen im Einzelfall – sondern schlicht real existierende Entscheidungswillkür.

Löwer müsste es auch aus eigener Erfahrung besser wissen. Er nämlich war 1991

beteiligt, als die Universität Bonn beschloss, Margarita Mathiopoulos ihren Dokortitel trotz Plagiatsvorwürfen nicht zu entziehen. 2012 dann kam dieselbe Universität Bonn in anderer personeller Besetzung zum Schluss: Entzug. Bei Margarita Mathiopoulos hat ein- und dieselbe Universität also über ein- und dieselbe Dissertation aus dem Jahr 1986 zu zwei Zeitpunkten zwei unterschiedliche Urteile gefällt. Mit Verlaub, Herr Kollege Löwer, Rechtssicherheit sieht anders aus.

Demnächst wird ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts in Leipzig erwartet, wohin sich Mathiopoulos gewendet hat, nachdem sie in den Vorinstanzen verlor. Dass es vor Bundesgerichten manche Überraschung geben kann, konnte man zuletzt am BVG-Urteil zum Plagiatsstreit der Elektropop-Pioniere Kraftwerk gegen den HipHop-Produzenten Moses Pelham erleben. Seltsamer Zufall: Schon wieder haben sich humorlose Düsseldorfer als Gralshüter des Urheberrechts in Szene gesetzt. Es ging um ganze zwei Sekunden aus dem Kraftwerk-Titel „Metall auf Metall“ aus dem Jahr 1977. Das Bundesverfassungsgericht entschied – anders als die Vorinstanzen – für die Freiheit der Kunst, gegen Kraftwerk.

Professorenleben Fälschen – aber richtig

6. Oktober 2016 | Von Heiner Barz

Man hatte es längst geahnt. Kenner des wissenschaftlichen Publikationsbetriebs mit seinen inzwischen fast flächendeckenden Peer-Review-Ritualen sind dementsprechend nur wenig verwundert, dass es nun auch in der Sonderpädagogik einen Fälschungsskandal gibt. Und zwar einen mit Ansage! Zwei Professoren ist es gelungen, die erfundenen Ergebnisse eines erfundenen Forschungsprojekts in einem Fake-Beitrag in das angesehene Fachorgan „Zeitschrift für Heilpädagogik“ einzuschmuggeln.

Und keiner hat es gemerkt. Weder in der Redaktion, noch unter den Kollegen, die das Fake-Produkt im Peer-Review durchgewunken haben, noch aus der Leserschaft hat irgendjemand Verdacht geschöpft. Im Nachhinein freilich, nachdem die Autoren ein „Bekennerschreiben“ nachgeliefert haben, ist die Empörung groß. Die Redaktion hält dem Autoren-Duo vor, dass eine derartige Beweisführung "mit seriösem wissenschaftlichen Vorgehen unvereinbar" sei.

Was aber haben die beiden bewiesen? Sie

haben gezeigt, dass man im heutigen, an der sogenannten Evidenzbasierung orientierten Forschungsbetrieb den größten Blödsinn behaupten kann –Hauptsache man bezieht sich auf den internationalen Forschungsstand, prahlt mit eingeworbenen Drittmitteln und untermauert das Ganze mit schwer verständlichen statistischen Messwerten und Kennziffern. Statt „ernsthafter pädagogischer Überlegungen zu drängenden Fragestellungen“, so die Autoren der Fake-Studie, dominiere heute mehr und mehr eine blinde Zahlengläubigkeit.

Der erfundenen, aber doch so reibungslos platzierten Empirie fehlte eine schlüssige theoretische Grundannahme, ja sie widersprach jeglicher pädagogischen Vernunft. Fazit der Autoren: „Über die Förderung sozial benachteiligter Kinder in inklusiven Settings müssen wir nachdenken – allerdings verbietet die Fragestellung den Rahmen standardisierter Förderprogramme!“ Formale Unangreifbarkeit hat inhaltliche Überzeugungskraft ersetzt. Schade eigentlich.

Professorenleben Ein Überziehungskredit für Akademiker

2. März 2017 | Von Heiner Barz

Universitäre Prüfungsausschüsse müssen sich gelegentlich mit Verlängerungsversuchen für Examensarbeiten auseinandersetzen. Da hatte das Archiv unerwartet Sommerpause, da war der Opa gestorben oder eine schlimme Krankheit hat die termingerechte Fertigstellung einer Bachelor- oder Masterarbeit verhindert. Ob ein Prüfungsausschuss dann über die ärztlich pauschal attestierte Arbeitsunfähigkeit hinaus, Einblick in die spezifische Diagnose erhalten soll, um sich von der tatsächlichen Unfähigkeit zu wissenschaftlichem Arbeiten zu überzeugen, ist immer wieder Gegenstand von engagierten Debatten in den einschlägigen Gremien. Schließlich muss ein Gipsfuß nicht unbedingt verhindern, dass man am PC eine Arbeit über Shakespeare fertigstellt. Und selbst mit Tennisarm kann vielleicht eine statistische Datenanalyse noch zu Ende gebracht werden. Auch wenn man weiß, dass so mancher Arzt vielleicht auch ein Gefälligkeits-Attest ausstellt – es wäre keinem wirklich geholfen, wenn Germanisten und Historiker sich als die besseren Diagnostiker ins Spiel bringen und Anträge auf Fristverlängerung medizinisch bewerten wollten.

Was aber, wenn gestandene Akademiker mit ihren Deadlines kämpfen? Man erlebt

es als Herausgeber jedes Mal: Der Abgabetermin ist längst vorbei, die dritte Nachfrist längst verstrichen. Aber trotz aller guten Vorsätze und Versprechen („nächste Woche habe ich die Studiengangakkreditierung endlich vom Hals“) kommt so mancher Beitrag einfach nicht. Die Behauptung, der Beitrag sei doch schon letzte Woche geliefert worden (der Posteingangsordner sagt etwas anderes), ist gottlob die irrwitzige Ausnahme. Und Entschuldigungen in Richtung der Bindungsforschung („Ich habe es noch nicht geschafft, mich von meinem Beitrag zu trennen“) haben immerhin einen gewissen Unterhaltungswert.

Besonders erfreut ist man als Herausgeber, wenn nach Monaten des freundlich gewährten zeitlichen Überziehungskredits endlich ein Text kommt, zu dem aber dann erklärt wird, dass das nur der erste Teil sei. Der zweite, ganz wichtige Teil käme noch nach. Wochen später dann der Hinweis, jetzt finde der Autor leider doch nicht mehr die Zeit für die Fertigstellung, man möge doch bitte auf den Beitrag ganz verzichten, der schließlich auch anderswo dereinst veröffentlicht werden kann. Da wäre ein ärztliches Attest dann vielleicht doch das kleinere Übel.

Professorenleben Lang, länger, Wissenschaft?

6. April 2017 | Von Heiner Barz

Der Referent zu Beginn: „Ich mach’s ganz kurz“, um dann die vorgesehene Zeitmarge sehr deutlich zu überschreiten. Diese seltsame Erfahrung macht man immer wieder – und zwar nicht nur bei Studenten bei ihrem ersten Vortrag, die eigentlich am liebsten gar nichts sagen würden und aus lauter Unsicherheit dann kein Ende finden. Sondern gelegentlich auch bei gestandenen Wissenschaftlern. Ist es offenbar schon beim mündlichen Vortrag schwierig, eine realistische Vorstellung vom Umfang zu entwickeln, so gilt dies umso mehr für Aufsätze und Beiträge in Sammelbänden.

Ich habe es erlebt, dass statt der vereinbarten 15-20 Seiten stolze 70 Seiten geliefert wurden – ohne jeden Anflug von Schuldbewusstsein. Und natürlich war es auch fast unmöglich, den Autor davon zu überzeugen, dass auf einiges durchaus verzichtet und anderes durchaus in knap-

perer Form berichtet werden kann. Ja, dass die knappere Fassung im ureigensten Interesse des Autors sogar höhere Überzeugungskraft, nachhaltigere Wirkung zu erzielen vermag. Aber der Wissenschaftler als Autor tendiert dazu, alles, was er mühsam erarbeitet oder exzerpiert hat, auch schwarz auf weiß verewigt sehen zu wollen. Auch hält sich eine gewisse Ehrfurcht vor dem besonders dicken Buch – als sei allein schon Quantität ein Ausweis von Gelehrsamkeit. Man muss gar nicht unbedingt an die Text-Miniaturen des neuesten Twitter-Zeitalters denken, um zu begreifen, dass etwas dran ist, an der alten Redensart „in der Kürze liegt die Würze“. Die Alten wussten das immer: „Entschuldige die Länge des Briefes, ich hatte keine Zeit, mich kurz zu fassen“, in diesem Goethe zugeschriebenen Zitat steckt jedenfalls mehr als ein Fünkchen Wahrheit.

Professorenleben Bald Fake-Forschung?

3. Juni 2017 | Von Heiner Barz

Jeder Wissenschaftler kennt sie, die wenig erfreulichen Mitteilungen, dass ein eingereicherter Forschungsförderantrag nicht in den Kreis der bewilligten Projekte aufgenommen werden konnte. Gewöhnlich sind derartige Schreiben dann mit tröstlichen Worten garniert, in denen versichert wird, dass die Ablehnung keinerlei Urteil über die Qualität oder Relevanz des beantragten Forschungsprojektes darstelle. Man habe eben leider angesichts der Vielzahl der Anträge und der Begrenztheit der verfügbaren Mittel eine Auswahl treffen müssen und so weiter.

Über das letzte derartige Schreiben jedoch kam ich ins Grübeln. Denn dort war zusätzlich die Möglichkeit angedeutet, meinen Förderungsantrag zurückzuziehen. Gut, die Ablehnung ist unabänderlich. Man

kann nicht immer gewinnen. Aber warum dann den Antrag zurückziehen? Erst als mir später ein Kollege erklärte, dass es immer mehr in Mode kommt, beziehungsweise immer öfter erwartet wird, dass man in wissenschaftlichen Lebensläufen und Bewerbungsunterlagen nicht nur Publikationen und erfolgreiche Drittmittelinwerbungen dokumentiert, sondern auch Erfolgsquoten, ging mir ein Licht auf. Also: Der erfolglose Antragsteller schön seine Erfolgsquote, indem er die erfolglosen Anträge aus der Statistik wieder verschwinden lässt. Mit amtlicher Unterstützung, denn man darf ja ganz offiziell so tun, als hätte man nie einen Antrag eingereicht. Da scheint der Weg vom Antrags-Fake zur Fake-Forschung tatsächlich nicht mehr weit.

Professorenleben Folgenloser Rufmord

3. Juni 2017 | Von Heiner Barz

Wenn ich mich recht erinnere, war Bettina Wulff einsterfolgreich mit ihrer Klage gegen Google. Google hatte sich verpflichtet, in den vorgeschlagenen Suchwortergänzungen zu Bettina Wulff Begriffe aus dem Rotlichtmilieu wie Escort nicht mehr anzubieten. Die Logik, die Wulffs Anwälte bemühten, ging davon aus, dass Gerüchte – auch wenn sie längst widerlegt wurden – ein quasi immerwährendes Eigenleben im Internet führen. Und dem unkundigen Internet-Nutzer durch automatisch vorgeschlagene Suchworte suggerieren, dass an der Sache „was dran sein“ muss. Vor ein paar Tagen suchte ich via Google im Internet eigentlich nach einem Zeitungsbeitrag, den ich selbst geschrieben hatte (ja, so weit ist es schon gekommen: Professoren suchen ihre eigenen Veröffentlichungen nicht mehr im Bücherregal, sondern bei Google). Und auf einmal fand ich unter den Google-Treffern meinen Namen auf der Liste einer Plagiatsjägerplattform als „Suspect“ („Liste der zur Überprüfung vorgeschlagenen Arbeiten“). Wenn ich Zeit oder Geld im Überfluss hätte, könnte ich mir jetzt überlegen, ob ich einen Medienanwalt bemühe. Immerhin:

Ich finde mich in dieser Liste durchaus in guter, ja bester Gesellschaft. Sie reicht vom Top-Banker Josef Ackermann über den ehemaligen Verfassungsrichter Udo di Fabio bis hin zu Angela Merkel. Vielleicht um dem Vorwurf der Voreingenommenheit etwas Wind aus den Segeln zu nehmen, findet man in der etwa 500 Namen umfassenden Liste auch den ein oder anderen Angehörigen der Grünen oder der Linken. Einige Namen, die man vielleicht erwarten könnte, findet man dagegen nicht.

Ob Michel Friedmann sich erfolgreich von dieser Liste runtergeklagt hat? Gegen ihn hatten die Plagiatsjäger 2013 immerhin ein Internet-Verfahren“ eröffnet, das damit endete, dass sein Doktorvater angab, nicht Friedman hätte von ihm, sondern er selbst von Friedman abgeschrieben. Meine eigene Platzierung auf dieser seltsamen Liste hat ihren Grund wohl in meinen Äußerungen zum Thema Plagiat in „Cicero“ oder „Zeit“. Es gab allerdings – Überschrift „Leiden des jungen Barz“ – auch schon geistreichere, wenn auch nicht weniger boshafte Reflexe aus der Plagiatsjägerszene.

Studenten



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben Die Hiwis – unentbehrlich

29. Juli 2010 | Von Heiner Barz

Im Laufe der Jahre hat man sich an die seltenen Dienstbezeichnungen gewöhnt, über die jeder Uni-Neuling ins Grübeln gerät. Es gibt nicht nur Professoren und Dozenten, nein, es gibt Lehrstuhlinhaber und apl. Profs, es gibt Akademische Räte und WHKs. Während der Lehrstuhl nicht von ungefähr Assoziationen in Richtung Heiliger Stuhl nahelegt, sieht der Inhaber desselben im apl. Prof selten mehr als einen besseren wissenschaftlichen Mitarbeiter. Schon der leicht arrogante Aussprachecodex – Betonung ähnlich dem hessischen Äppl-Woi – soll klarmachen, dass man den Titel gleichsam für'n Appel und'n Ei bekommt – im Unterschied zum „richtigen“ Univ.-Prof.

Der außerplanmäßige Prof. ist indessen nicht zu verwechseln mit dem Honorarprofessor, denn das ist ein höherwertiger Ehrentitel, eine Art Verdienstorden, mit dem Universitäten gerne bedeutende Persönlichkeiten auszeichnen, um sie an sich zu binden – Tendenz steigend. Der Akademische Rat dagegen stellt ein Auslaufmodell im Karrieresystem Hochschule dar, dem wohl die wenigsten nachtrauern: Die Rede vom „akademischen Unrat“ jedenfalls signalisierte schon lange einen nicht gerade überbordenden Respekt vor dieser verbeamteten Nischenexistenz.

Eine Art Sherpa der akademischen Hierar-

chie ist indessen die WHK, die Wissenschaftliche Hilfskraft. Als mäßig bezahlte Teilzeitkraft hangelt sie sich von Semester zu Semester – und ist doch noch etwas Besseres als die Studentische Hilfskraft. Ohne Hiwis, wie sie im Volksmund genannt werden, hingegen wäre die Uni rasch mit ihrem Latein am Ende. Die SHKs recherchieren und exzerpieren, sie rechnen und layouts, sie kopieren und transkribieren – und sie bringen unbeschwerter jugendliche Lebensart in die abgeklärten Teams. Sie kennen das Web 2.0 nicht nur vom Hörensagen und stehen mit Apps und Cheats auf Du und Du – kurz, sie sind für den akademischen Staff so etwas wie die Brücke zum wirklichen Leben. Selbst die Bachelorisierung des Studiums hat ihrem Verantwortungsbewusstsein und ihrer Einsatzbereitschaft keinen Abbruch getan. Ohne die umsichtige und angesichts der jungen Jahre oft sensationell professionelle Mitwirkung von Hiwis wäre manche gewichtige Publikation kaum entstanden. In meiner Abteilung etwa hat eine studentische Hilfskraft aktuell bei der Herstellung des Handbuchs Bildungsfinanzierung fast ein ganzes Satzbüro ersetzt; am Ende sogar – dank Internet – von Guangzhou, China, aus. Ehrenamtlich. Da sage doch noch einmal einer etwas gegen die heutige Studentengeneration.

Professorenleben Die Wahrheitssucher

27. Januar 2011 | Von Heiner Barz

Es ist ein fulminanter Mythos: der Glaube an das Erste, an das Grundlegende, an das Unfehlbare. Im Feld der Religion hat sich spätestens die aufgeklärte Moderne von derartigen Sicherheiten verabschiedet. Und die postmoderne Philosophie kann über Descartes' Grundlegungsbemühungen („Ich denke, also bin ich“) oder die großen idealistischen Systeme eines Hegel oder Kant nur genauso schmunzeln wie über deren vermeintliche Überwindung durch den Dialektischen Materialismus eines Karl Marx.

Wo man indessen bis heute gelegentlich mit ungebrochener Inbrunst die Hoffnung auf das Absolute, auf die ultimativ richtige Erkenntnis antreffen kann, das sind die Lehrveranstaltungen zur empirischen Sozialforschung. Selbst wenn sich bei den Dozenten eine gewisse Abgeklärtheit feststellen lässt – spätestens bei den Studierenden, und dort vor allem bei den besonders engagierten und talentierten, trifft man ihn wieder an: den guten alten Glauben an die Letztbegründung, an den Königsweg der Erkenntnis.

Die Überzeugung nämlich, dass die in völliger Reinheit und unter Berücksichtigung aller Vorschriften der Methodenliteratur durchgeführte empirische Erhebung die Wirklichkeit restlos offenbaren und aller Spekulation ein Ende setzen werde. Ob im Streit um Sarrazins Thesen, ob zur Frage der Studienqualität im Zeitalter der Bologna-Reform oder zur geschlechtsspezifischen

Verteilung technischer Intelligenz – mit der richtigen Methode sollten sich alle Streitfragen beantworten lassen. Dass dem nicht so ist, lässt sich den jungen Wahrheitssuchern kaum vermitteln. Zu tief sitzt offenbar die Idee der unbestechlichen Wissenschaft, der reinen Erkenntnis. Dementsprechend hoch sind die Erwartungen an die Methodenseminare und Statistikurse. Dort will man der vermeintlichen Geheimlehren teilhaftig werden, um sich das Rüstzeug zu holen, alle Rätsel dieser Welt zu lösen, alle sozialen Streitfragen durch die reine Empirie zu entscheiden. Bald 80 Jahre nach Karl Poppers „Logik der Forschung“ (1934) und bald 40 Jahre nach Paul K. Feyerabend und seinem Diktum „Against Method“ (1975) hat sich in der kleinen Gemeinde der Erkenntnis- und Wissenschaftstheoretiker zwar herumgesprochen, dass die Sache mit der Enthüllungstheorie der Wahrheit nicht wirklich funktioniert – das hindert den sozialwissenschaftlichen Nachwuchs jedoch kaum, weiterhin einem aus der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts übernommenen Weg im Methodenverständnis anzuhängen, den Naturwissenschaftler selbst längst als Irrweg erkannt haben. Dass die Bekehrung zu einer bescheideneren Erkenntniserwartung zunächst mit Enttäuschung einhergeht, ändert nichts daran, dass sie ein wichtiges Bollwerk gegen Absolutheitsansprüche und Zwangsbeglückung darstellt.

Professorenleben Britische Unsitten

15. September 2011 | Von Heiner Barz

Vor wenigen Wochen beunruhigten Schlagzeilen über Jugendkrawalle und organisierte Plünderungen in englischen Vorstädten die Öffentlichkeit. Glücklicherweise war unser Familienurlaub in England nicht wirklich in Gefahr. Das Nachspiel der Aufstände lässt sich hier aber jeden Tag in den englischen Zeitungen verfolgen. In den Stellungnahmen und Kommentaren stehen sich zwei Erklärungsmuster gegenüber: das Paradigma des Werteverfalls und das Paradigma sozialer Ungleichheit.

Die regierenden Konservativen prangern als Ursache Erziehungsdefizite, lasche Pädagogen, nachsichtige Richter und eine Anspruchsmentalität an – und machen dafür die Labour- Regierung (1997-2010) verantwortlich. Entsprechend lautet der Therapievorschlagn (kennen wir das nicht von irgendwoher?): Lob der Disziplin. Die „educational underclass“ brauche wieder klare Ansagen.

Vom linken Spektrum und führenden Meinungsmachern wie der BBC kommen im Gegenzug Analysen, die auf die hohe Jugendarbeitslosigkeit (mit 20 Prozent doppelt so hoch wie in Deutschland) und die reale Chancenlosigkeit vieler junger Briten hinweisen – und die gerade in der schamlosen Selbstbereicherung und Klüngelwirtschaft der oberen Zehntausend das

eigentliche Problem der englischen Gesellschaft sehen.

Skandale hatten zuletzt international für Aufsehen gesorgt: Im Sommer 2009 war öffentlich geworden, dass zahlreiche englische Parlamentsabgeordnete aller Parteien ihr Recht schamlos missbraucht hatten, in London eine Zweitwohnung zu nutzen – sie hatten serienweise Appartements auf Staatskosten renovieren lassen, um sie dann gewinnbringend weiterzuverkaufen. Der Herbst 2010 war geprägt von heftigen Protesten gegen die drastische Erhöhung der Studiengebühren auf umgerechnet bis zu 10 000 Euro pro Jahr, und zuletzt erschütterte im Frühjahr 2011 der Murdoch-Skandal das Königreich.

Im vorigen Urlaub hatte ich eine Biographie über den Freiherrn zu Guttenberg gelesen. Auffällig oft nahm der Baron für sich den „Anstand“, das „was sich gehört“, in Anspruch – bis er „kleine Fehlerchen“ in seiner Dissertation einräumen musste. Von seiner Vergangenheit eingeholt wird derzeit auch der britische „Wir-greifen-durch-Premier“ David Cameron, der sich in Interviews mit seiner aktiven Zeit im Bullingdon Club konfrontiert sieht, einer elitären, auf Sauforgien und die Verwüstung von Restaurants spezialisierten Oxforder Studentenverbindung. Na, denn Prost.

Professorenleben Grenzen des Hochschul-Rankings

27. Oktober 2011 | Von Heiner Barz

Als ich Ende der 70er Jahre studierte, beschäftigten sich die engagierten Studenten – egal ob Jusos, K-Gruppen-Anhänger oder Spontis – in selbst organisierten Arbeits- und Lesekreisen mit der Auflösung von gesellschaftlichen Widersprüchen. Der Dialektische Materialismus sah im Hauptwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital die Ursache aller sozialen Übel; also studierten wir eifrig „Das Kapital“ von Karl Marx, um Ansatzpunkte für die Errichtung einer widerspruchsfreien, herrschaftslosen Gesellschaftsordnung zu finden.

Heute ist alles anders. Das Aushalten von Widersprüchen, ja teilweise geradezu das lustvolle Inszenieren von Widersprüchen ist zur Signatur der Postmoderne geworden. Klaus Ernst, der Parteichef der Linkspartei, fährt Porsche – und schämt sich nicht. Auch Studenten haben sich heute mit dem Widerspruch arrangiert. Ein schönes Beispiel ist das Verhältnis zum CHE, dem Centrum für Hochschulentwick-

lung. Auf der einen Seite ist dieser Think-tank als Tochtergesellschaft der Bertelsmann-Stiftung für viele Studierende so etwas wie der Inbegriff des Bösen. Das CHE steht für die Befürwortung von Studiengebühren, für die Ökonomisierung der Bildung, für Neoliberalismus und so weiter. Auf der anderen Seite folgen Studienanfänger in fast blindem Gehorsam dem Hochschulranking, das von eben diesem CHE jährlich erstellt wird. Zwar ist das CHE-Ranking, das in Kooperation mit der „Zeit“ veröffentlicht wird, ohne Frage das methodisch aufwendigste und damit beste Evaluationsinstrument der deutschen Hochschullandschaft, aber es lässt natürlich keinerlei Prognosen darüber zu, ob man als Student an einer vermeintlichen Spitzen-Uni auf engagierte Dozenten und spannende Mitstudenten trifft. Ob der Sachbearbeiter im Prüfungsamt kleinkariert oder großzügig ist. Ob die Semestereröffnungsparty hip ist oder ein Reinform.

Professorenleben

Wenn der Student immer nur lästig ist

24. November 2012 | Von Heiner Barz

Es gibt Gelegenheiten, bei denen sich das Problem der universitären Ausbildung wie in einem Brennglas offenbart: Wenn der Student als Störgröße wahrgenommen wird. Natürlich können Studierende nerven. Natürlich wünscht sich der Dozent, dass nicht Stundenplan und Anforderungsumfang; sondern Motivation und Enthusiasmus fürs Thema der zentrale Grund für die Wahl der eigenen Lehrveranstaltung sind.

Aber manchmal fragt man sich, ob nicht nur der eine oder andere Student sich im Ausbildungsgang getäuscht hat – sondern ob eventuell nicht auch mancher Universitätsprofessor auf dem falschen Dampfer gelandet ist. Bisweilen entsteht der Eindruck, als sei der Student nur als Schmarotzer, Blutsauger und Leistungsverweigerer präsent auf der subjektiven Land-

karte der Lehrenden. Richtig ist: Es gibt sehr engagierte, sehr motivierte, sehr leistungsbereite und manchmal sogar sehr talentierte Studierende. Wenn ich Kollegen zuhören, die den Studierenden generell vor allem „niedrige“ Motive unterstellen – „durchmogeln“, „hintergehen“, „austricksen“, „gegeneinander ausspielen“ – dann frage ich mich bisweilen: Ist das ein Problem von selektiver Wahrnehmung? Oder eine Vorstufe von „Burn-out“? Oder einfach nur von: Beruf verfehlt?

Denn ohne einen Überschuss an positiver Grundeinstellung der jungen Generation gegenüber, sollte niemand Pädagoge werden. Auch Hochschullehrer haben einen pädagogischen Auftrag – ob sie wollen oder nicht. Schade eigentlich, dass man das gelegentlich in Erinnerung rufen muss.

Professorenleben

Die leidigen Altlasten

16. Mai 2013 | Von Heiner Barz

Auch Jahre nach dem Auslaufen alter Studiengänge aus der Vor-Bologna-Ära tauchen noch immer Studierende auf, die ihre leicht angegilbten Studienleistungen versilbern wollen. Zuletzt haben sie vielleicht vor acht Semestern eine Lehrveranstaltung erfolgreich besucht. Und dann kam die Affäre mit einem Lateinamerikaner, dann wurde die Mutter zum Pflegefall, dann lockte die Beschäftigung in einem Start-up-Unternehmen. Kann man verstehen, sollte man meinen.

Deutschlands Hochschuldozenten sehen das anders. Zumindest differenzierter. Es scheint jedenfalls sehr unterschiedliche Reaktionen auf Seiten der Professorinnen und Professoren auf derartige Schicksale zu geben. Es gibt – gar nicht so selten – die

formalbürokratische Abweisung: „Ihr Studiengang wurde bereits vor vielen Semestern abgewickelt. Tut mir leid.“ Es gibt auch die pädagogisch-enthusiastische Antwort: „Oh, schön, dass Sie doch noch gemerkt haben, wie wertvoll ein Studienabschluss für Ihr späteres Leben sein kann. Kommen Sie doch gerne in meine Sprechstunde.“

Es sind übrigens nicht immer die Schlechtesten, die – „auf den letzten Drücker“ durchgeschleust dann doch noch ihrer Berufung nachgehen können. Als neulich allerdings ein in die Jahre gekommener Student seine Scheine aus den 80er Jahren vorlegte, ging mir schon durch den Kopf, ob nicht eine Verjährungsfrist für erworbene Studienleistungen am Platze wäre.

Professorenleben **Schatzi, wir müssen da lang!**

23. Oktober 2014 | Von Heiner Barz

An die vereinzelt älteren Damen und Herren, die als Gasthörer meist gleich in der ersten Reihe aufmerksam dem Seminargeschehen folgen, haben wir uns schon länger gewöhnt. Unter wohlklingenden Etiketten wie „Seniorenstudium“ oder "Universität des dritten Lebensalters" sahen Hochschulen hier eine neue Zielgruppe. Nun sieht man immer häufiger eine neue Spezies, die die Grünanlagen und Flure der Unis bevölkert: die Curling-Muttis.

Sie bugsieren ihren minderjährigen Nachwuchs nach erfolgreichem Turbo-Abitur durch die unübersichtlichen Gebäudekomplexe der Massenuniversität und liefern ihn im richtigen Hörsaal ein. Nachdem sie vorher die aufwendigen Bewerbungs- und Einschreibungsprozeduren engmaschig überwacht oder gleich selbst erledigt haben. Schon komisch, wenn man zum

Beispiel im Treppenhaus vermeintlich auf zwei schicke Studentinnen trifft, beim Näherkommen aber merkt, dass die mit dem kürzeren Rock wohl die Mama sein dürfte. Jedenfalls legt das ein Gesprächsfetzen nahe: „Schatzi, wir müssen dort nach hinten.“ Nachdem viele Hochschulen schon länger mit Elternabenden auf diese neue Zielgruppe reagieren, wird es nicht lange dauern, und man bietet auch eine „Parents-Lounge“ an oder stellt gleich einen Animateur ein, der die Wartezeiten mit einem Sport- oder Unterhaltungsprogramm qualitätsgesichert überbrückt. Vielleicht ist das ja der Startvorteil, den die ausländischen Studierenden zum Beispiel aus Osteuropa mitbringen. Sie lernen von vornherein, sich selbst zu organisieren. Ihnen stellen keine Helikopter-Eltern den Stundenplan zusammen. Wer dann später die Nase vorn hat, wird sich noch zeigen.

Professorenleben Elitevorwurf stimmt nicht

24. März 2016 | Von Heiner Barz

Privat oder Staat? Wer garantiert die besseren, zukunftssträchtigeren, die sozial gerechter gestreuten Bildungsangebote? Gerade auch in der Hochschulpolitik entzündet sich die Diskussion über Privatunis, Konzernhochschulen und Stiftungsengagement immer wieder am Elitevorwurf. Voller Schadenfreude reiben sich die Freunde des Staatsmonopolismus jedenfalls die Hände, wenn mal wieder eine private Hochschule Insolvenz anmelden musste. Dabei ist der Trend hin zu Bildung in freier Trägerschaft ungebrochen – sowohl im Bereich der Schulen wie der Hochschulen.

So ist seit den 1990er Jahren der Anteil der Studierenden an privaten Hochschulen an der Zahl aller Studierenden hierzulande deutlich gestiegen. Von 0,6 Prozent (1992) ist er auf über sechs Prozent angewachsen. Während auch die Zahl der Studierenden an staatlichen Hochschulen kontinuierlich leicht ansteigt, hat sich die Zahl der Studierenden an privaten Hochschulen innerhalb der vergangenen zehn Jahre mehr als

verzehnfacht. Damit ist Deutschland auf dem besten Wege zu im internationalen Maßstab durchaus normalen Verhältnissen. Das starke Nachfragewachstum lässt sich erklären: Studierende erwarten in Befragungen vor allem einen höheren Praxisbezug und eine bessere Betreuung an privaten Unis. Und der Elitevorwurf stimmt schon lange nicht mehr, weil gerade die neuen Studiengänge im Bereich Pflege und Erziehung oft von privaten Hochschulen angeboten werden. „Die Mehrzahl der privaten Hochschulen führt derzeit Personen an das tertiäre Bildungssystem heran, die sonst vermutlich nie ein Studium begonnen hätten“, heißt es in einer einschlägigen Expertise des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft.

Auch der Wissenschaftsrat unterstreicht die Entwicklung. Höchste Zeit also, sich von einem unproduktiven Entweder-Oder zu verabschieden und das etwas sperrige Etikett „Trägerpluralismusmodell“ zu favorisieren.

Professorenleben Wirtschaft und Gesellschaft

28. Juli 2016 | Von Heiner Barz

Alle wollen Wirtschaftswissenschaft studieren. Fächer rund um die Betriebswirtschaftslehre sind seit Jahren die Nummer eins der Studienfachwahl. Auch Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftsinformatik oder Wirtschaftsingenieurwesen finden sich unter den beliebtesten Studienfächern. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts waren es noch Soziologen wie Ulrich Beck („Risikogesellschaft“), Gerhard Schulze („Erlebnisgesellschaft“) oder Peter Gross („Multioptionengesellschaft“), die einflussreiche Gesellschaftsanalysen vorlegten.

Doch im 21. Jahrhundert hat sich die Soziologie längst als gesellschaftliche Leitwissenschaft verabschiedet – Fachvertreter beklagen, dass sie sich vor allem mit sich selbst beschäftigt und die großen gesellschaftlichen Debatten anderen überlässt.

Zu den kruden gesellschaftstheoretischen Thesen des studierten Ökonomen Thilo Sarrazin etwa äußert sich kaum ein Soziologe.

Die Leitwissenschaft der vergangenen Jahrzehnte ist ohne Frage die Ökonomie geworden. Was insofern paradox ist, als die wirtschaftswissenschaftlichen Theorien selbst kaum dabei helfen, die großen wirtschaftlichen Herausforderungen zu meistern, geschweige denn vorherzusehen und abzuwenden. Bankenkrise, Eurokrise, Griechenlandkrise, Staatsschuldenkrise – die Wirtschaftswissenschaft hat darauf bisher nicht eine Antwort – sondern immer mindestens zwei Antworten: noch mehr Sparen – oder genau das Gegenteil, also mehr staatliche Investitionsprogramme.

Professorenleben Kick it like Beckham

10. August 2017 | Von Heiner Barz

Da hört man doch immer wieder, die heutige Studentengeneration sei nur noch auf Pauken und auf Anpassung abgerichtet. Eigene Wege gehen? Fehlanzeige. Kreativität? Unbekannt. Widerborstigkeit gar? Auf dem Weg durch G8 längst abhandengekommen. Und dann das: Fußballturnier des Sozialwissenschaftlichen Instituts. Und der Spielplan liest sich, als hätte ihn Hape Kerkeling oder Mario Barth geschrieben. Jedenfalls ziemlich lustig. Da spielt zum Beispiel „RT Lügenpressing“ gegen „Glashoch Rangers“. Oder „Rot-Licht St. PoWi“ gegen den „F.C. Inter Penetrazi-one“ – wobei man für Außenstehende vielleicht erläutern muss, dass Powi für „Politische Wissenschaften“ steht.

In Zeiten, in denen ich schon überlege, ob es bereits als sexistisch gelten könnte,

wenn ich einer Frau nur die Tür aufhalte und die Kunst des Komplimente-Machens angesichts allgegenwärtiger Gender-Polizist*innen im Aussterben begriffen ist, ist das jedenfalls ein bemerkenswert unbefangenes Spiel mit der Spannung zwischen den Geschlechtern.

Vorgabe bei diesem Turnier ist übrigens, dass jede Mannschaft mindestens zwei Mädchen im Team haben muss. Oder zwei Professoren – weil Profs offenbar fußballtechnisch als Mädchen, also als Handicap gelten. Bei der Mannschaft mit dem leicht ordinären Namen „Dumm kickt gut“ musste ich allerdings – meine Frau behauptet immer, dass ich eine besonders lange Leitung habe – selbst erst zweimal nachdenken, bis mir der Gag aufging.

Fortschritt

Professorenleben Die Mensa-Card, bitte

17. Juni 2010 | Von Heiner Barz

Im Campus Vita zahlt man bargeldlos. Hört sich einfach an – birgt aber jede Menge Tücken. Rein darf nur, wer sich eine Chip-Karte aushändigen lässt. An jeder Tür steht ein Türsteher und hält Wache, dass keiner ohne Karte reinkommt (auch eine Form von Arbeitsbeschaffung). Bei jeder Bestellung von Hauptgericht, Getränk, Nachtisch oder Vorspeise muss man die Karte in einen Schlitz stecken. Die Karte merkt sich dann die Bestellungen und die Preise. Nach dem Essen gibt man die „Verzehrkarte“ ab, um mit seiner Mensa-Card zu bezahlen.

Warum man nicht gleich mit der Mensa-Card bezahlt, was die Prozedur deutlich vereinfachen würde, das wissen die Götter. Wehe aber, wenn die Mensa-Card nicht mehr genug Guthaben enthält. In der „normalen“ Mensa kann man zwar unproblematisch die Mensa-Card an der Kasse aufladen; im schicken Campus Vita dagegen hat man dafür keine Zeit: „Wir dürfen das nicht mehr“, so entschuldigt

sich die Kassiererin und verweist auf den Auflade-Automaten um die Ecke. Okay, dann machen wir das eben dort, sollte ja auch nicht viel komplizierter als der Parkscheinautomat funktionieren. Irgendwie will der Apparat aber nicht. Ich denke natürlich zuerst, dass ich selbst irgendetwas falsch mache, und will mir bei der netten Kassiererin Hilfe holen. Nein, da ist sie aber nicht zuständig, tut ihr leid. Zurück am „Aufwerter“, sehe ich dort auf einem der sieben Hinweis-Schilder, dass man sich im Falle von Störungen an das „Info-Mensa-Card-Büro“ (ja, das steht da wirklich) wenden solle. Gut. Aber natürlich steht dann weder, wo da ist, noch wie sich das telefonisch erreichen lässt, noch sonst ein Hinweis. Später kommt, telefonisch vom Mensa-Personal verständigt, tatsächlich jemand vom Mensa-Card-Büro, um zu bestätigen, dass der Apparat derzeit keine Scheine annimmt: „Ja, das hatte ich schon gehört.“ Ja, dann ist ja alles in bester Ordnung. Mahlzeit.



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben **Die Tücke des Kopierens**

19. Juni 2010 | Von Heiner Barz

Zwar hat die Idee des papierlosen Büros mittlerweile auch die Universität erreicht, und insbesondere Studenten erwarten heute zu Recht die elektronische Verfügbarkeit von Lehr- und Lernmaterialien. Nicht jeder Dozent jedoch ist willens oder in der Lage, den Studierenden das Lesen von bedrucktem Papier gänzlich zu ersparen. Und so wird auf dem Campus weiter fleißig kopiert.

In der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität stellt ein geschäftstüchtiges Unternehmen dafür frei zugängliche Kopiergeräte auf. Dasselbe Unternehmen betreibt auch direkt an der Universitäts- und Landesbibliothek ein Copy-Center. Service scheint indessen auch hier ein Fremdwort zu sein. Dass sich lange Warteschlangen bilden, wenn in Rushhour-Zeiten zum Bei-

spiel am Anfang des Semesters alle gleichzeitig kopieren wollen, ist vielleicht kaum zu vermeiden. Dass der Kopierapparat aber kein Geld akzeptiert, sondern mit einer eigens zu erwerbenden Kopierkarte gefüttert werden will, entspricht heute wohl den Üblichkeiten. Schließlich wollen auch die Lieferanten von „Card Solutions“ leben. Aber warum kann man dann in der Umgebung dieser Kopierkarten-Automaten nirgends Geld wechseln? Nicht jeder Student hat nun mal immer die passenden kleinen Scheine im Portemonnaie. Sinnigerweise weigert sich auch das Personal des Copy-Centers kategorisch, als Wechselstube zu fungieren. Das erfährt der Student dann aber erst, wenn er nach längerem Schlange stehen endlich dran ist. Pech gehabt. Heute also keine Lektüre.

Professorenleben Die leidige Frauenquote

18. November 2010 | Von Heiner Barz

Frauenbeauftragte können segensreiche Wirkungen erzielen – vor allem dann, wenn sie nicht in erster Linie als Quotenwächterinnen agieren. Sondern wenn sie sich um die praktischen Erfordernisse der Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft, um hochwertige Kitaplätze etwa, um Rückkehrmöglichkeiten nach Elternzeiten, um Mentoring oder um Coaching kümmern – das jedenfalls sind vorbildliche Initiativen von Sanda Grätz, der Frauenbeauftragten der Heine-Uni Düsseldorf, für die auch beträchtliche Geldmittel bereitgestellt werden und um die uns sicher manch andere Universität beneidet. Obwohl mittlerweile als letzte der großen Parteien selbst Seehofers CSU vor kurzem eine Frauenquote eingeführt hat, hält sich der Hochschulbetrieb in dieser Hinsicht zurück. Vielleicht aus gutem Grund. So hat etwa der seit seinem Cross-over-Bestseller "Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation" (1978) im akademischen Betrieb verfemte Ethnologe Hans Peter Dürr sich schon in den späten 90er Jahren rabiät gegen Quotendiktate verwahrt und Lehrveranstaltungen mit dem Titel "Die feministische Ideologie als Karrierehilfe – Kriegsgewinnlerinnen der Frauenbewegung" angekündigt. Als ich

vor einigen Monaten vor der Versammlung der Institutsdirektoren der Uni Krasnojarsk einige Eckdaten der Düsseldorfer Universität vorstellte, waren die wenigen anwesenden Frauen indessen vollauf begeistert von den darin ausgewiesenen Frauenquoten. Wie sieht die Bildungspartizipation des weiblichen Geschlechts im Hochschulbereich heute aus? Orientieren wir uns an den Daten des aktuellsten Zahlenspiegels der Heinrich-Heine-Universität (Studienjahr 2008), dann zeigt sich immerhin, dass die Geschlechterbilanz bei den Promotionen noch einigermaßen ausgeglichen ist: 134 Doktorandinnen stehen 144 Doktoranden gegenüber. Bei den Habilitationen sieht es schon deutlich schlechter aus, hier kommen 24 männliche auf ganze vier weibliche. Während die weiblichen Studierenden längst zahlenmäßig die männlichen Studenten an der HHU überholt haben, sieht es beim akademischen Lehrpersonal, vor allem auf der Professorenebene, immer noch nach ziemlich ungebrochener Männerherrschaft aus. "Frauen werden bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt berücksichtigt", so heißt es in Ausschreibungen. Ob's hilft, ist eine andere Frage.

Professorenleben Feministische Sprachkritik

05. September 2013 | Von Heiner Barz

Leipzig hat es vorgemacht: Als Regelgeschlecht in Statuten und Kommunikation gilt an der dortigen Universität seit Kurzem das weibliche. Rektoratsrundschreiben und Begrüßungsformeln beim Neujahrsempfang werden also künftig mit "Sehr geehrte Professorinnen" beginnen. Wo es früher hieß, "sehr geehrte Dozentinnen und Dozenten" und ganz früher nur die männliche Form verwendet wurde, erreicht nun die feministische Sprachkritik offenbar eine neue Stufe. Die Universität Potsdam hat sich angeschlossen. Es gibt Leute, die sehen hier einen "linguistischen Grundirrtum" am Werk, weil das biologische mit dem grammatikalischen Geschlecht vermenget werde. Menschen mit einem Gefühl für Sprache mögen die Experimente mit der "geschlechtergerechten Sprache" schon länger ein Dorn im Auge

sein. Der Steuerzahler/die Steuerzahlerin ist umständlich. Die SteuerzahlerInnen hört sich zumindest mündlich nach Frauen an. Und die vorletzte Volte der geschlechtergerechten Sprache, nämlich "Steuerzahler_innen", setzte sich nicht durch. Wobei der Unterstrich diejenigen entdiskriminieren sollte, die sich biologisch oder sozial der "Zwangsalternative weiblich-männlich" verweigern und sich als irgendwie "trans", "inter" oder "queer" verstehen. Man darf gespannt sein, was sich durchsetzen wird. Immerhin regt mich das "hochgestellte i" inzwischen auch nicht mehr auf. Und dass sich die männlichen Kollegen in Leipzig als "Herr Professorin" anreden lassen müssen, wurde von der genderkorrekten Fraktion immerhin als böswillige Verleumdung dementiert.

Professorenleben

Rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln

27. August 2015 | Von Heiner Barz

"Drei Schritte vor und zwei zurück" – dieser Brauch der "Echternacher Springprozession" ist seit 2010 als Weltkulturerbe anerkannt. Vielleicht sollten sich die deutschen Kultus- und Wissenschaftsminister ja auch schon mal bei der UNESCO anmelden. Allzu vieles folgt derzeit jedenfalls dem Muster "Drei Schritte vor und drei zurück". Beispiel Studiengebühren: Sie wurden in den letzten zehn Jahren in sieben Bundesländern eingeführt – und mittlerweile überall wieder abgeschafft. Aus dem neunjährigen Gymnasium wurde im selben Zeitraum in fast allen Bundesländern das viel gehasste G8 gemacht – nur das gerne als hinterwäldlerisch belächelte Rheinland-Pfalz macht den Spuk nicht mit. Die Gesamtschulen – in NRW immerhin demnächst stolze 300 Stück – dagegen sollten, ja mussten bei der neunjährigen Dauer bis zum Abi bleiben. Nachdem man den Gymnasien das G8 gegen Widerstände

praktisch aller betroffenen Gruppen (Eltern, Lehrer, Schüler) aufgezwungen hat, dürfen Gymnasien nun seit ein paar Jahren wieder "Modellversuche" beantragen, um das G9 erneut zu "erproben". Inzwischen werden in allen Bundesländern wieder neunjährige Wege zum Abitur auch an Gymnasien angeboten. Und in Bayern gibt es zusätzlich ein "Intensivierungsjahr". Tendenz: Flexibilisierung. Zumindest die Schulministerien erkennen also offenbar langsam an, dass staatlicher Dirigismus eher das Problem als die Lösung ist. Es wäre Zeit, dass sich diese Einsicht auch in den Wissenschaftsministerien herumspricht. Dort plant man zum Beispiel in NRW unter der euphemistischen Überschrift "Hochschulzukunftsgesetz" die Rücknahme des "Hochschulfreiheitsgesetzes", also die Rückkehr in die bildungspolitische Steinzeit: "durchregieren" von der Staatskanzlei direkt in den Hörsaal.

Professorenleben
Avicenna auf der Überholspur

21. Mai 2015 | Von Heiner Barz

Seit den 60er Jahren galt die katholische Arbeitertochter vom Lande als Inbegriff der Bildungsbenachteiligung. Inzwischen sind die Mädchen längst auf der Überholspur und in allen Bildungsbelangen den Jungs zum Teil weit voraus. Ob man Ähnliches dereinst vom Bildungsrückstand der Muslime sagen wird? Es sieht ganz danach aus. Auch die in Deutschland lebenden Muslime besinnen sich mehr und mehr darauf, dass in der frühen Blüte des Islam Wissenschaft, Kultur und Bildung einen hohen Stellenwert hatten. Dass Algebra ursprünglich ein arabisches Wort ist und vom arabischen Autor al-Khwarizimi im 9. Jahrhundert erfunden wurde, ist uns kaum geläufig. Dass auch die Erschließung der griechischen Philosophie und der medizinischen Heilkunde der Römer über arabische Gelehrte vermittelt wurde – wer weiß das heute noch? Wohl lesen wir häufiger,

dass es ja kein Zufall sei, dass es keinen einzigen muslimischen Nobelpreisträger gebe. Wobei das nicht einmal richtig ist: 1979 erhielt der Pakistani Abdus Salam als erster Muslim den Nobelpreis für Physik. Dass religiöse Eiferer in Pakistan auf seinem Grabstein das Wort "Muslim" haben streichen lassen, weil er der falschen Glaubensrichtung angehört, steht auf einem anderen, unschönen Blatt. Dass es seit diesem Studienjahr ein Studienförderungswerk für Muslime gibt, dessen Name an den persischen Universalgelehrten und Mediziner Avicenna aus dem 11. Jahrhundert erinnert, ist ein weiterer Hinweis darauf, dass sich in Zukunft der Bildungsrückstand der Muslime in einen Vorsprung verwandeln könnte. In den Seminaren und Hochschulgruppen zählen sie oft heute schon zu den Aktivposten.

Professorenleben Immer nur befristet

30. Juli 2015 | Von Heiner Barz

Alle sind sich einig: Es gibt Regelungen, die sich – obwohl ursprünglich zum Schutz der Beschäftigten erlassen – in der Praxis genau gegen diejenigen richten, die eigentlich dadurch geschützt werden sollen. Das Wissenschaftszeitvertragsgesetz scheint so ein Fall zu sein. Es erlaubt, dass Nachwuchswissenschaftler sechs Jahre vor der Promotion und noch einmal sechs Jahre nach einer Promotion zeitlich befristet beschäftigt werden dürfen. Länger ist im Regelfall nicht erlaubt. Die Hochschule als Arbeitgeber soll sich entscheiden: Wenn sie jemanden wirklich dauerhaft braucht, dann soll er oder sie auch unbefristet beschäftigt werden. Man wollte die vielen jungen wissenschaftlichen Angestellten vor der tatsächlich unschönen und unsicheren Situation bewahren, dass sie sich über Jahre hinweg von Zeitvertrag zu Zeitvertrag hangeln müssen – oft mit Laufzeiten von nur wenigen Monaten. Soweit die gute Absicht. Die Realität an den Hochschulen sieht dagegen so aus, dass die Zahl der Dauerstellen rückläufig ist. Das Geld ist nicht unbedingt weniger geworden –

aber man verteilt es heute größtenteils über auf Zeit zu beantragende Sondermaßnahmen und inneruniversitäre Projekte. Es gibt Mittel aus dem Hochschulpakt, es gibt Qualitätsverbesserungsmittel, einen Lehrförderfonds, einen Forschungsförderfonds, einen eLearning-Förderfonds, etc. Alle hier abrufbaren Mittel erlauben aber nur die zeitlich befristete Beschäftigung von wissenschaftlichen Angestellten. Wer also seine sechs Jahre überschritten hat, darf nicht länger beschäftigt werden – egal, ob er das möchte. Egal, ob er dringend gebraucht wird. Ziemlich aberwitzig, solche Regelungen. Das finden die Betroffenen, das finden die Professoren, und das sagen auch die Leute in der Hochschulleitung. Aber es hilft nichts. Es tröstet auch nicht, dass auch tüchtigen Sekretärinnen – soweit aus Hochschulpaktmitteln bezahlt – regelmäßig wegen des Befristungsverbots eine Weiterbeschäftigung verwehrt wird. Es wäre an der Zeit, dass sich hier etwas ändert – zum Wohle der Wissenschaft und im Interesse aller Beteiligten.

Professorenleben Brauchen wir noch Bücher

27. August 2015 | Von Heiner Barz

Immer häufiger hört man, dass die Zeit der Bücher abgelaufen sei. Dass die Studenten sich sowieso nur noch mit legal oder illegal, jedenfalls online verfügbaren Lernmaterialien auf ihre Prüfungen vorbereiten. Dass auch Forschung heute eigentlich auf das gedruckte Buch verzichten könne. Denn über Datenbanken und Online-Journals, über Google Books und Springer Link kommt man schneller, bequemer und umfassender an benötigte Informationen. Ist das gedruckte Buch also ein Auslaufmodell wie das Wählscheibentelefon oder die Pferdekutsche? Ein Fall fürs Museum? Wohl kaum. Denn das Gesamterlebnis Buch ist und bleibt doch ein anderes im Vergleich zu Kindle, Laptop und Smartphone und was heute sonst an elektronischem Leseservice auf den Markt drängt. Und zwar nicht nur wegen der oft beschworenen Eselsohren, der Kaffeeflecken oder Unterstreichungen, die ihm eine unverwechselbare persönliche Individualität

geben.

Auch wird die neue Generation für die sublimen Erotik einer gelben Reclamausgabe von Platons „Symposion“ oder von Adornos „Eingriffen“ in der Edition Suhrkamp kaum noch empfänglich sein. Aber auch Bushidos Bekenntnisse oder Dichtung und Wahrheit über Mark Zuckerberg oder Lady Gaga werden als Kulturgut auf Papier überleben – einfach, weil das Blättern im Buch eine ganz andere, nämlich entschleunigende Qualität hat im Vergleich zum Wischen über einen Touchscreen.

Solange es noch ein paar „digital immigrants“ gibt, die im Buchhandel statt bei Amazon Prime kaufen und ihren Urlaub mit dem Baedeker-Reiseführer statt mit der TripAdvisor-App planen, so lange bleiben uns die Bücher erhalten. Zumindest vorerst. Später wird man sie dann nur noch antiquarisch beziehen.

Professorenleben Weg mit den Büchern?

26. Mai 2016 | Von Heiner Barz

Gedichte werden heute bereits von Algorithmen geschrieben: Aus Twitter-Nachrichten werden Sonette, in die man sogar Sinn hineinlesen kann. Google-Books erschließt die Inhalte von Millionen von Büchern – kostenlos, per Mausclick. Video-Lectures sind die Lehrbücher der Zukunft. Ausgerechnet ein Bibliotheksdirektor hat angesichts des Siegeszugs digital verfügbarer Wissensbestände das Ende der klassischen Bibliothek verkündet. „Mit der Volksbildung sind die öffentlichen Bibliotheken gekommen, mit dem Internet gehen sie wieder. Ist das ein Problem?“, fragte der Direktor der Bibliothek. Wahrscheinlich ist es richtiger vom Funktionswandel statt vom Ende der Bibliotheken auszugehen. Vielleicht sind wir gerade angesichts unüberschaubarer Informationsfluten immer mehr auf verlässliche Lotsen angewiesen, auf digitale Hilfsmittel und Einführungsangebote, die dabei helfen, das Relevante eines Fachgebiets vom Angebot kommerzieller Trittbrettfahrer zu unterscheiden. Und vielleicht brauchen wir gerade in Zeiten allgegenwärtiger Erreichbarkeit das Bibliotheksambiente als

als einen ein bisschen Ehrfurcht einflößenden Ort disziplinierter geistiger Arbeit. Gleichsam als symbolisches Funkloch. Noch schützt das Urheberrecht davor, dass Bücher komplett online zur Verfügung gestellt werden dürfen. Sie dürfen nur innerhalb der Bibliotheken selbst an elektronischen Leseplätzen angeboten werden – auch ohne Einwilligung des Verlags, so die höchstrichterliche Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs im letzten Jahr.

Hochschulen, deren Bibliotheken die neuen Herausforderungen nicht bejammern, sondern ihre Nutzer durch neue zukunftsfähige Service-Leistungen in der Bewältigung unterstützen, dürfen sich glücklich schätzen. Wenigstens in diesem Punkt haben wir in Düsseldorf übrigens Glück gehabt. Regelmäßig steht unsere Universitäts- und Landesbibliothek im „BIX“, dem deutschlandweiten Bibliotheksindex in den Top Ten, in NRW unangefochten auf Platz eins. Es wäre fatal, wenn dieser Schatz kurzsichtiger Sparpolitik geopfert würde.

Professorenleben Weltverändernde Forschung

10. November 2016 | Von Heiner Barz

Mit schöner Regelmäßigkeit findet man Meldungen zu einer wissenschaftlichen Studie, auf die wir alle sehnsüchtig gewartet haben. Sie nützt niemandem, sie klärt keine wissenschaftlichen Rätsel – aber als Gesprächsstoff in der Kantine oder auf der Party taugt sie allemal. Neulich las mir meine Frau aus der Online-Ausgabe irgendeiner englischen Tageszeitung die Meldung vor, dass sich für Rentner, die gut im Kopfrechnen seien, auch die Wahrscheinlichkeit verdopple, dass sie im Alter noch Sex hätten. Das lässt hoffen. Beleg: Eine Studie am International-Longevity-Centre, einem unabhängigen Institut für Alters- und Demographieforschung in London. Es ist noch nicht lange her, da wurden unter Hinweis auf eine Studie an der Carnegie-Mellon-University in Pennsylvania ebenfalls höchst relevante Erkenntnisse berichtet: Ein Professor Loewenstein hatte die eine Hälfte von 80 Versuchs-Paaren zur Verdopplung ihrer Sex-

frequenz aufgefordert – die andere sollte beim "business as usual" bleiben. Resultat: Mehr Sex führt nicht zu mehr Lust, sondern – in Verbindung mit Leistungsstress – zu Lustverlust und Missvergnügen. Gut, dass wir das jetzt auch wissen. Nicht, dass ich etwas gegen Forschungen zum Thema Sexualität hätte. Aber zu wirklich relevanten Aspekten findet man überraschenderweise keine Forschung.

Zum Beispiel gibt es zur Sexualpädagogik in deutschen Klassenzimmern zwar jede Menge Materialien, Empfehlungen und Richtlinien – teilweise schon für die Grundschule. Aber keinerlei empirische Evaluationen, in denen geprüft worden wäre, wie die auf Basis dieser Materialien und Empfehlungen durchgeführten Unterrichtseinheiten eigentlich bei den Schülern ankommen, welchen Effekt sie haben, und ob sie nicht gelegentlich gar das Gegenteil der hehren Ziele in Bezug auf sexuelle Vielfalt bewirken.



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben Digitalisierungsoffensive 4.0

26. Januar 2017 | Von Heiner Barz

Rund fünf Milliarden Euro will die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Johanna Wanka, die nächsten Jahre ausgeben, um den digitalen Wandel in der Bildung voranzutreiben. In einem „Digitalpakt#D“ sollen sich im Gegenzug die Länder zur Entwicklung und Umsetzung innovativer pädagogischer Konzepte verpflichten. Das wurde vor wenigen Wochen verkündet. Auch die Hochschulen sind durch das, was neudeutsch Studium 4.0 oder auch „Internet der Dinge“ heißt, herausgefordert.

Generell kursiert unter Experten die These, dass Deutschland im Bereich der Verfügbarkeit von digitalen Netzen ebenso wie in der produktiven Nutzung noch deutlich Nachholbedarf hat. Diesen Nachholbedarf konnte man dieser Tage in einer Posse zu online verfügbaren Studien und Lehrmaterialien besichtigen. Denn die sollten komplett abgeschaltet werden. Das jedenfalls wurde den verdutzten Hochschullehrern vor wenigen Wochen schriftlich mitgeteilt.

Universitätsjustiziere verschickten landauf landab Schreiben, in denen diese vermeintlich „alternativlose“ Maßnahme angekündigt wurde. Hintergrund: Die Verwertungsgesellschaft Wort hatte sich mit der Kultusministerkonferenz auf einen neuen, für die Hochschulen aber äußerst ungünstigen Rahmenvertrag zur finanziellen Abgeltung von Urheberrechtsansprüchen geeinigt. Verständlicherweise wollten die meisten Hochschulen diesem Rahmenvertrag nicht beitreten.

Folge: Wie in den guten alten Zeiten sollten Studierende dann wieder vor dem Bibliothekskopierer Schlange stehen, um Buchkapitel oder Aufsätze zu kopieren, die sie in der Vergangenheit elektronisch zur Verfügung gestellt bekommen hatten. Dass quasi in letzter Sekunde die angeordnete Abschaltung widerrufen wurde und die bisherige pauschale Abgeltung weiter gilt – alte Hasen hatten damit längst gerechnet. Der „digitale Ausnahmezustand“ wird vorerst vertagt. Die Open-Access-Bewegung freilich frohlockt.

Campusgeschehen

Professorenleben Die Sache mit der Orientierung

24. Dezember 2009 | Von Heiner Barz

Von dezimalen Ungetümen namens 21.02.04.56: "Jeder an der Heinrich-Heine- Uni kennt es: Man wird von sichtlich entnervten und erschöpften Erstsemestern, Gastwissenschaftlern oder Lieferanten angesprochen: "Können Sie mir sagen, wo ich die Bibliothek, den Hörsaal 3F, das Gebäude 23.02.01 finde?" Oft hilft nur, dass man diese Neulinge direkt eskortiert. In der 70er Jahre Plattenbau-Architektur gibt es kaum Orientierungspunkte. Lange vor meiner Zeit hatte sich deshalb sogar auf meinem Flur eine wahre Tragödie abgespielt. Professor Kramp erlitt ein Herzinfarkt. Der sofort herbeigerufene Notarzt kam indes zu spät. Er irrte über das Unigelände – die Adresse lautet sinnigerweise auf dem gesamten Campus "Universitätsstraße 1" – und brauchte zu lange, um sich im Gewirr der Gebäudenummern zum richtigen Trakt durchzufragen. Neulich brach in der Vorlesung eines Kollegen eine ältere Gasthörerin zusammen. Der Kollege reagierte geistesgegenwärtig und sandte Studierende in alle Himmelsrichtungen, die sich an den Zufahrtstraßen postierten.

Der Krankenwagen konnte auf schnellstem Weg zum Hörsaal gelotst werden. Glück gehabt. Doch ein irgendwie sinnvolles Orientierungssystem ist leider ein Desiderat. An anderen Unis gibt es Verbindungsstraßen die so heißen, dass man sie sich merken kann (Stanford: Pasteur Drive). Oder die Gebäude entsprechende Namen haben (FU Berlin: "Rostlaube", "Silberlaube"). In Düsseldorf soll man sich anhand von dezimalen Ungetümen wie 21.02.04.56 zurechtfinden. Eine Zumutung, die selbst langjährige Mitarbeiter ratlos zurücklässt. Es gibt Professoren, die sich noch im fortgeschrittenen Dienstalter nur unter Zuhilfenahme studentischer Lotsendienste in andere Gebäudetrakte vorwagen. Und Taxifahrer kann man generell nur an die "Mensabrücke" als einem der wenigen Orientierungspunkte bestellen. Wenn es regnet, ist man schon ziemlich durchnässt, bis man von 22.05.02.26 das Taxi erreicht hat. Wer Pech hat, steht dann wirklich im Regen: Wenn der Taxifahrer wenig Geduld hatte und schon wieder weggefahren ist."

Professorenleben Mittagessen in der Uni

08. April 2010 | Von Heiner Barz

Mittagessen in einer Campus-Uni ist ein Wagnis. Eine "Campus-Uni" ist eine Universität, die einst am Stadtrand auf die grüne Wiese gebaut wurde – fernab der Zivilisation mit ihren Errungenschaften, fernab von Tapas-Bar und Nudel-Haus, fernab aller Restaurants mit günstigem Mittagstisch. Ob Student, Professor oder Sekretärin – alle sind der gastronomischen Raffinesse des Studentenwerks ausgeliefert. Das Studentenwerk hat einen exklusiven Monopolvertrag mit dem Rektorat: "Du sollst keine anderen Köche neben mir haben", so lautet das vertraglich festgeschriebene Alte Testament der Universitäts-Gastronomie – unberührt von Hochschulfreiheitsgesetz oder dem sonst allenthalben gesungenen Hohen Lied der Privatinitiative. In Zeiten, in denen durch permanente Studien- und Verwaltungsreformen täglich neue Ungewissheiten über die Universität hereinbrechen, hat das Monopol des Mensa-Betriebs, haben die langen Studenten-Schlangen auf manchen

eine entschleunigende Wirkung. Mit dem neuen Premium-Restaurant "Campus Vita" hat das Studentenwerk ein architektonisch ansprechendes Ambiente für alle geschaffen, die unbegrenzt Zeit haben. Denn gekocht, gegrillt oder gebraten wird nach Art der modernen Erlebnisgastronomie ("Front-Cooking") vor den Augen der Kunden. Freilich will man häufig nicht zusehen, wenn an sich ganz ordentliche Lammfilets in den Grill geworfen und gepresst werden. Schade auch, wenn ein rosiges Stück Fleisch vom Koch alle 20 Sekunden auf der Herdplatte gewendet und nach allen Regeln der Großküchenkunst durch Täschneln mit der Pfannenschaufel "entsaftet" wird. Am Ende hat dann auch das beste Stück Fleisch die Konsistenz einer Schuhsohle angenommen. Immerhin: Es kann sich keiner beschweren, dass mit der teureren Verköstigung eine Zwei-Klassen-Gastronomie etabliert worden wäre: Schuhsohle bleibt Schuhsohle.



Rheinische Post Düsseldorf

Professorenleben Die Baustelle Uni

15. August 2013 | Von Heiner Barz

Neulich hatte ich die Ausbildungsleiter von großen Düsseldorfer Firmen zu einem Fachgespräch zu Gast an der Universität. Das Gespräch verlief äußerst konstruktiv. Vom Austausch zwischen Wissenschaft und Wirtschaft können beide Seiten nur profitieren. Peinlich nur, dass einige Teilnehmer erst mit über einer halben Stunde Verspätung zur Diskussion stoßen konnten. Ziemlich entnervt hatten sie zuerst keinen Parkplatz und dann wegen der vielen Baustellen und Absperrungen auf dem Unigelände nur über Umwege und Hinterhöfe zu uns gefunden. Selbstverständlich hatten wir den Gästen vorab bestmögliche Anfahrtsbeschreibungen zur Verfügung gestellt. Natürlich haben die meisten Uni-Angehörigen Verständnis für die Baumaßnahmen, den damit unvermeidlich häufig verbundenen Lärmpegel und die erforderlichen Sperrungen.

Allerdings hört man von vielen Kolleginnen und Kollegen immer wieder Berichte über geräuschvolle Aktionen, deren Unvermeidlichkeit vor einem Büro- oder Seminarraumfenster nicht unbedingt einzu sehen ist. Auch gibt es abgesperrte Zufahrten, die für Baustellenfahrzeuge reserviert sind – aber seit Wochen und Monaten wurde dort kein Baufahrzeug mehr gesehen. Die vom Bundesverkehrsministerium 2011 eingerichtete Meldestelle für Schlafbaustellen ("Baustellenmelder") verzeichnet inzwischen über 2500 Meldungen – die meisten aus NRW. Verkehrsminister Ramsauer wertet die Aktion als Erfolg – weil der Druck auf die Beteiligten zur besseren Koordination und Verkürzung von Bauzeiten erhöht wurde. Vielleicht sollte auch der Bau- und Liegenschaftsbetrieb die Idee des "Baustellenmelders" aufgreifen.

Professorenleben
Die Universität baut

06. August 2015 | Von Heiner Barz

Dieser Tage nimmt die kernsanierte und mit einer architektonisch äußerst ambitionierten neuen Außenfassade versehene Universitätsbibliothek in Freiburg den Probetrieb auf. Die neue Außenhülle erinnert mit ihren fließenden Formen ein bisschen an die berühmten Gehry-Bauten im Düsseldorfer Hafen. Sie besteht aus Chromstahl- und Glas-Rechtecken, die einen unregelmäßigen Gesamteindruck erzeugen und sich stellenweise zu schroffen Kanten aufschichten. Auf jeden Fall ein Blickfang in der ansonsten mit baulicher Extravaganz nicht eben gesegneten Freiburger Innenstadt. Die bei öffentlichen Gebäuden fast obligatorischen Kostensteigerungen – man geht statt der ursprünglich geplanten 32 Millionen inzwischen von 53 Millionen Euro aus – und Bauverzögerungen – die Einweihung ist mit zweijährigem Verzug für Herbst dieses Jahres geplant – geschenkt! Im Vergleich zum Berliner Großflughafen oder zur Elbphilharmonie sind das Peanuts. Was indessen ein echtes Highlight ist: Die von der schrägen Glasfassade reflektierten Sonnenstrahlen blenden an bestimmten Tagen und Uhrzeiten vorbeifahrende Autofahrer in höchst gefährlicher Weise. Der Bau muss also noch

vor Fertigstellung christomäßig mit Plänen verhüllt werden. – Derartige Kollateralschäden sind von den Düsseldorfer Uni-Neubauten – etwa dem schicken Oeconomicum, der imposanten "Oase" der Medizin oder dem lichtdurchfluteten "Studierenden Service Center" – bislang nicht bekannt geworden. Beim Gang über den Campus geben sie Orientierung und erfreuen obendrein das Auge. Bekannt geworden sind höchstens Klagen der Beschäftigten, die sich in den neuen Bürotrakten ohne Zwischenwände mit Rundumeinblick ohne Privatsphäre vorkommen wie im Zoo. Und: Affären des Bauherrn, also des Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW, beschäftigen seit Jahren zahlreiche Gerichte und parlamentarische Untersuchungsausschüsse. Als zweitgrößter Immobilienkonzern Europas lässt man sich auch in den Dimensionen nicht lumpen: Das NRW-Landesarchiv am Duisburger Innenhafen beispielsweise wird geringfügig teurer: Statt der veranschlagten 30 Millionen kostet es 200 Millionen Euro. Immerhin: In Düsseldorf brauchen wir jedenfalls keinen Christo – wir haben ja Roy Lichtenstein.

Unveröffentlicht

Professorenleben Ausgerankt

Von Heiner Barz

Das hat mich dann doch überrascht: Kein einziger der gut 30 Studenten in meinem Kurs zum Thema „Digitalisierung und Bildung“ hat sich mit beim Hochschulranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) informiert, bevor er sich für einen Studienplatz beworben hatte. Ja, kaum einer kannte das CHE-Ranking überhaupt. Vor ein paar Jahren noch waren es gut Zweidrittel der Studierenden, die bei einem derartigen Meinungsbild in meinen Seminaren angaben, dass sie auch die Ranking-Ergebnisse zu Rate gezogen hätten. Es gab mal eine Zeit, da schossen die Rankings wie Pilze aus dem Boden: Der Spiegel, Focus, die Wirtschaftswoche, das Handelsblatt, die FAZ – alle hatten sie Listen erstellt und meist auf ihren Titelseiten vermarktet, in denen Beliebtheit und Leistungsparameter von Hochschulstandorten verglichen wurden. Mal nur für ein spezielles Fach (bevorzugt z.B. BWL), mal mehr auf Lehre, mal mehr auf Forschung gerichtet, versprachen die Listen den Studienanwärtern eine Entscheidungshilfe. Das CHE-Ranking war das ambitionierteste und durch die Zusammenarbeit mit der als seriös geltenden Wochenzeitung DIE ZEIT war auch für Breitenwirkung gesorgt. Zwar hatten Fachverbände wie die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) schon vor ein paar Jahren von der Beteiligung abgeraten und etliche Hochschul-

Standorte hatten das CHE bereits boykottiert. Aber dass Studierende jetzt komplett auf einen Vergleich als Orientierung verzichten, muss in Zeiten von CHECK 24 und Tripadvisor dann doch verblüffen. Man kann es sich eigentlich nur so erklären, dass der Student von heute eh keine Wahl mehr hat – sondern den Studienplatz nehmen muss, zu dem er von den Algorithmen im Bewerbungsroutine zugelassen wird. Folge 1: Der Studierwillige bewirbt sich mehrfach, nicht selten dutzendfach an allen irgendwie in Frage kommenden Hochschulen. Folge 2: Sobald er einen Studienplatz zugesprochen bekommen hat, sind die restlichen Bewerbungen hinfällig – auch solche, die ebenfalls positiv beschieden wurden. Das erfahren die betroffenen Hochschulen aber nicht sofort, so dass viele Studienplätze zunächst unbesetzt bleiben und erst in zeitaufwendigen und komplizierten mehrfachen Nachrücker-Runden besetzt werden können. Manchmal ist dann das erste Semester schon vorbei. Abhilfe haben Bund und Länder seit vielen Jahren versprochen: Ursprünglich sollte das neue sog. Dialogorientierte Serviceverfahren (DoSV) als Nachfolge-Instrument der alten ZVS bereits 2011 verfügbar sein. Wer an den Berliner Flughafen BER denken muss, liegt ziemlich richtig ...

Professorenleben

Adoption für alle – Bildung für keinen

Von Heiner Barz

Obwohl MP Laschet vom Naturell her eher das krasse Gegenstück zu Imperator Trump verkörpert, gibt es Ähnlichkeiten in der Personalpolitik. Trump setzt bekanntlich auf erfolgreiche Geschäftsleute und Millionäre – weil die ja schließlich bewiesen haben, dass sie richtige Entscheidungen treffen. Analog machte Laschet eine erfolgreiche Schweinezüchterin zur Landwirtschaftsministerin. Die Folgen konnte man eine zeitlang täglich in den Medien besichtigen. Laschet holte den Multifunktionär Holthoff-Pförtner, der als Anwalt Helmut Kohl und Robert Hoyzer (ja, das war der Schiri aus dem Fußball-Wettskandal) vertreten hatte und der eine interessante Methode der Steuervermeidung gleich seriell praktiziert: Erst hatte er sich von Gisela Holthoff, Erbin der Funke-Mediengruppe, als Erwachsener adoptieren lassen – und schlug so der Erbschaftssteuer ein Schnippchen. Später hat er selbst einen Sozius aus seiner Rechtsanwaltskanzlei adoptiert – und sich mit

einem zweiten Sozius verpartnern lassen. Trauzeugen damals übrigens Westerwelle und Kohl in seltener Eintracht. Wer bisher dachte, das Adoptionsrecht sei für hilflose Kinder da, deren Eltern umgekommen sind, kann an Holthoff-Pförtner lernen, dass nur Dilettanten das Finanzamt mit Scheinfirmen auf den Cayman Islands ins Leere laufen lassen. Zuletzt war Holthoff-Pförtner auch noch Präsident des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) und insofern die nächstliegende Wahl für den Posten des Ministers für Medien. In der Folge wurde ihm dann dieses Ressort wieder entzogen. Schließlich hatte die neue Landesregierung die famose Idee, ein „Ministerium für Schule und Bildung“ zu kreieren. Was im Umkehrschluss wohl heißt, dass Schule und Bildung zwei paar Stiefel sind – sonst müsste man sie ja nicht gesondert benennen. Haben wir uns also jahrzehntelang getäuscht, als wir dachten, Schule sei dafür da, den Schülern Bildung zu ermöglichen?

Professorenleben Der Raum als dritter Pädagoge

Von Heiner Barz

„Ein Kind hat drei Lehrer. Der erste Lehrer sind die anderen Kinder. Der zweite Lehrer ist der Lehrer. Der dritte Lehrer ist der Raum.“ – So formuliert ein schwedisches Sprichwort kurz und bündig eine heute oft in Vergessenheit geratene pädagogische Weisheit. Die Betonung der räumlichen Voraussetzungen für konstruktive Lernerfahrungen wird jedenfalls in vielen Bildungseinrichtungen sträflich vernachlässigt. Das gilt für viele Schulen und ebenso für die meisten Hochschulen. Ihre Architektur verdankt sich der Logik des industriellen Zeitalters und seinem Standardisierungsprinzip: Man portioniert 1.000 Lernende in Gruppen à 30, 50 oder 500 Personen, packt sie für jeweils 45 oder 90 Minuten in einen Raum und setzt sie derselben „Behandlung“ aus. Die Behandlungsmethode selbst heißt Lehre. Damit die Behandlung anschlägt, müssen sie möglichst identische Voraussetzungen („Zulassung“) mitbringen, am Ende kommt die Qualitätskontrolle („Klausur“). Als Gegenmodell zur standardisierten Präsenz-Vorlesung fordern viele Hochschuldidaktiker schon lange die Nutzung von eLearning-Formaten. Dabei wird gerne übersehen, dass individuelles Lernen nicht gleichbedeutend mit einsamem Lernen sein muss. Gerade dort, wo heute in der Welt der Start-Ups neue Ideen, neue Konzepte entwickelt werden, sind in den letzten Jahren Co-Working-Spaces wie Pilze aus dem Boden geschossen – auch in Düsseldorf: „Spaces“,

„Startplatz“, „Gewächshaus“, „Factory Campus“ und andere. Das Geheimnis ist eben gerade die Verbindung von individuellem Arbeiten mit der Möglichkeit des informellen Austauschs mit anderen, die entweder an ähnlichen Problemen arbeiten oder vor einem ganz anderen fachlichen Hintergrund neue Impulse geben können. In Co-Working-Lofts finden sich dann auch viele intermediäre Räume, also Sitzgruppen, Lounge-Möbel, Tischkicker oder Besprechungsecken – um Anlässe und Möglichkeiten für Begegnungen, für zwanglose Kommunikation zu schaffen. Und aus mancher gemeinsamen Kaffeepause ist dann schon ein erfolgreiches Start-Up-Unternehmen entstanden. Schulen im Silicon Valley haben darauf reagiert und Klassen und Klassenräume ganz abgeschafft. Dort sitzen nicht nur Schüler, sondern auch das Verwaltungspersonal und der Schulleiter mit iPad oder Laptop auf irgendeiner Couchgarnitur und bearbeiten ihre Aufgaben. Innovative deutsche Schulen und Hochschulen bieten in Fluren, in Treppenhäusern oder Eingangshallen einladende Sitz- und Arbeitsmöglichkeiten. Zeitgemäße Bildung ist eben nicht nur eine Frage der Server-Architektur – sondern vor allem auch der Innenarchitektur. Der berühmte italienische Pädagoge Malaguzzi, Vater der sog. Reggio-Pädagogik, hatte schon Recht, wenn er sagte: „Der Raum ist der dritte Pädagoge.“

Professorenleben Didaktik der Abwesenheit

Von Heiner Barz

Viel ist geschrieben, noch mehr ist lamentiert worden über die unselige Regelung, wonach kein Student mehr zum Besuch von Lehrveranstaltungen verpflichtet werden kann. Jetzt prüft die gar nicht mehr so neue Landesregierung, ob sie es dabei belassen will – oder eben nicht. Noch einmal in Kürze: Im Seminar, dessen erfolgreicher Besuch ihm bescheinigt werden soll, braucht kein Student mehr anwesend zu sein. Anwesend sein muss nur noch der Dozent – eine seltsame Umkehr der Sanktionsgewalt. Wer als Dozent zögert, die erfolgreiche Teilnahme trotz Abwesenheit zu beglaubigen, kann belangt werden – zumindest legen die einschlägigen Richtlinien und Präzedenzfälle dies nahe. Und während der Dozent Maßregelungen zu fürchten hat, wenn er die Anwesenheit der Studierenden etwa dokumentieren oder gar kontrollieren will, kommt

der Student wann er will – oder eben nicht. Sanktionslos. Der Dozent dagegen hat massive Sanktionen zu fürchten, wenn er selbst etwa auf die Idee kommen würde, dass ja vielleicht auch seine Anwesenheit entbehrlich sei und folglich nicht kontrolliert werden dürfe. – Dass die Teilnahmefrequenz sich drastisch reduziert hat inzwischen, ist kein Geheimnis – wenn gleich Professoren darüber nicht unbedingt viel sprechen. Denn es gibt ja schließlich auch die These, dass die Studenten nur dort wegbleiben, wo die Lehre schlecht ist. – Letzte Woche wurde mir im Gespräch mit einem Kollegen die neue Normalität klar: Der formulierte nämlich ganz lapidar, dass „kaum noch Lehre stattfindet – nur noch Prüfungswesen.“ Irgendwie scheint sich „die Idee der Universität“ überlebt zu haben.

Zumindest in ihrer bisherigen Form.

Professorenleben Digitalisierung Made in Germany

Von Heiner Barz

So stellt man sich den digitalen Aufbruch deutscher Bildungseinrichtungen vor: Alles wird digital vernetzt und über Displays mühelos gesteuert. Beispiel Ferngespräche: Das Telefon in meinem Büro basiert seit einiger Zeit auf digitaler Voice-Over-IP-Technik (auf Deutsch: Telefonieren über's Internet). Der praktische Nutzen dieses Riesengeräts mit seinen gefühlten 96 Tasten, seinem überflüssigen Farbdisplay und seinen Schwabbel-Tasten, deren Konstrukteur von einem Druckpunkt wohl noch nie etwas gehört hat, erweist sich jeden Tag aufs Neue. Es fängt beim Wählen an: Jedes banale Telefon beginnt den Verbindungsaufbau, sobald eine vollständige Nummer eingegeben wurde. Mein High-Tech-Gerät von Siemens Unify erwartet dafür noch eine Extra-Aufforderung per Tastendruck. Wahlwiederholung? Ja – aber ich muss erst mit mehreren Befehlen aus den letzten 20 Nummern die auswählen, die ich erneut anrufen möchte. Neulich habe ich eine Mitarbeiterin beauftragt, meinen AB zu aktivieren. Nach über zwei

Wochen, zahllosen Telefonaten und Freischaltungsanträgen schien es tatsächlich zu klappen. Nur dass man die aufgelaufenen Anrufe dann leider nicht abhören konnte. Offenbar ist dafür wieder eine andere „Freischaltung“ erforderlich, die man natürlich wiederum erst beantragen muss. Kein Wunder, dass wahrscheinlich kein einziger Kollege, diesen AB nutzt. Ich habe spaßhalber am Wochenende die Büro-nummern von einem Dutzend Professoren-Kollegen angerufen. Bei keinem war eine Bandansage zu hören, nirgends konnte man eine Mitteilung hinterlassen. Fernabfrage des Anrufbeantworters – ebenfalls Fehlanzeige. Dafür bietet die „Service-Website“ unseres Rechenzentrums unter dem Menüpunkt „Telefonie“ 31 (in Worten: einunddreißig) verschiedene Bedienungsanleitungen zum Download an. Die Anleitung zu „OpenScape Voice“ umfasst allein 306 (!) Seiten. Kein Scherz! Sondern das real existierende Silicon Germany.

Professorenleben

Neuer Digitalrat – Außer Spesen nix gewesen?

Von Heiner Barz

Das Thema Digitalisierung sorgt auch im Bildungsbereich für viel Betriebsamkeit. An Weißbüchern, Initiativen und Aufbrüchen herrscht kein Mangel. Als weiteres Gremium mit ungewissen Befugnissen ist nun vor Kurzem vom Bundeskabinett ein 10köpfiger Digitalrat berufen worden. Dass ausgerechnet ein Präsentationsvideo dazu auf der Website der Bundesregierung zunächst nicht reibungslos funktionierte, ist nicht das allerbeste Omen. Eines der Mitglieder ist Ijad Madisch, der Gründer von ResearchGate, einem Onlinenetzwerk für den Austausch unter Wissenschaftlern. Auf dem offiziellen Gruppenfoto sorgte er mit kurzer Hose und Superman-Basecap neben den vorschriftsmäßig gekleideten Regierungsmitgliedern Altmaier, Barley, Scholz und Merkel wenigstens optisch ein bisschen für Aufbruchsatmosphäre – was sofort heftige Diskussionen in den social media nach sich zog. Hoffentlich bleibt das nicht der einzige „Anstoß“, der von diesem Gremium ausgeht.

Obwohl angesichts der bescheidenen Erfolge bisheriger Digital-Bündnisse und Aktionsräte Zweifel durchaus berechtigt sind. Im November 2016 wurde beispielsweise auf einer zweitägigen Berliner Konferenz ein „Digitaler Bildungspakt“ mit führenden Vertretern aus Wirtschaft,

Wissenschaft und Politik ausgerufen. Wer heute nach den Erträgen oder Folgen dieses Paktes sucht, stößt auf verwaiste Webseiten („503 Service Unavailable“), die offenbar vom Initiator Microsoft noch gehostet aber nicht mehr gepflegt werden. Auch beim „netzwerk-digitale-bildung.de“, aktiv seit 2015, stößt man nicht unbedingt auf Indizien einer vitalen Verbandskultur: Die letzte Meldung unter der Rubrik „Austausch“ stammt vom Oktober 2016, die letzte Pressemeldung datiert vom November 2017. Das Anfang 2012 gegründete „Bündnis für Bildung“, das sich für die „digitale Transformation im Bildungsbereich“ engagiert, versammelt eine illustre Liste an IT-Unternehmen, Verbänden, Verlagen, Städten – darunter auch Düsseldorf – und Landesministerien. Die Website meldet für 2018 bundesweit immerhin noch eine Handvoll Fortbildungswerkshops. Ansonsten landet man bei einer Web-Recherche schnell beim „Forum Bildung Digitalisierung“ – einer Gemeinschaftsinitiative von Stiftungen wie der Siemens- oder der Telekom-Stiftung, aber auch Bertelsmann oder die Stiftung Mercator sind vertreten. Der Verein wurde im September 2017 gegründet – man darf, dank gut geölter Stiftungsmaschinerien, zumindest auf regelmäßige Jahresgutachten u.ä. gespannt sein.

Professorenleben Der lästige Student

Von Heiner Barz

Natürlich nerven Studierende manchmal. Natürlich wünscht sich jeder Dozent, dass nicht der Stundenplan und der Anforderungsumfang sondern die intrinsische Motivation und der Enthusiasmus fürs Thema der zentrale Grund für die Wahl der eigenen Lehrveranstaltung sind. Natürlich ist es ärgerlich, wenn man eindeutige Hausaufgaben stellt und dann zehn Mails mit Rückfragen bekommt, was genau zu machen sei. Natürlich wünscht man sich, dass Studierende mehr lesen, besser verstehen und weniger mailen. Keine Frage. – Aber manchmal fragt man sich, ob nicht nur der eine oder andere Student sich im Ausbildungsgang getäuscht hat – vielleicht wäre mancher mit weniger geistiger Arbeit besser bedient – sondern ob eventuell nicht auch mancher Universitätsprofessor bzw. manche Universitätsprofessorin eventuell auf dem falschen Dampfer gelandet ist. Denn bisweilen entsteht der Eindruck, als sei der Student per se hauptsächlich als Schmarotzer, als Blutsauger und als Leistungsverweigerer präsent auf der subjektiven Landkarte der Lehrenden: Der Student als Störgröße. Der Student als lästiger Nebenwiderspruch. Der Student als un-

verschämt. Richtig ist demgegenüber: Es gibt sehr engagierte, sehr motivierte, sehr leistungsbereite und manchmal sogar noch zusätzlich sehr talentierte Studierende. Es gibt Studierende, die sich – vorausgesetzt, man tut als Lehrender nicht alles, um ihnen das Interesse zu verleiden – für ihr Studienfach richtig begeistern und umfassend interessieren und die begierig alles Neue in sich aufsaugen, das man ihnen bietet. Und es gibt die „normal“ Interessierten, denen die „Work-Live-Balance“ sozusagen mit der Muttermilch eingeflößt worden ist und die deshalb auch in puncto Arbeitseifer nicht zu Übertreibungen neigen. Wenn ich dann KollegInnen höre, die den Studierenden generell vor allem „niedrige“ Motive unterstellen – „durchmogeln“, „austricksen“, „gegeneinander ausspielen“ etc. – dann frage ich mich bisweilen: Ist das ein Problem von selektiver Wahrnehmung? Oder eine Vorstufe von „burn out“? Oder einfach nur von: Beruf verfehlt? Denn ohne einen Überschuss an positiver Grundeinstellung der jungen Generation gegenüber sollte eigentlich niemand Lehrer werden – auch nicht Hochschullehrer.

Professorenleben

Hirnlose Gesetze, sachgrundlose Befristung

Von Heiner Barz

Wunschloses Unglück, folgenlose Bildungsteilnahme, geistlosen Unsinn – das alles hat man schon mal erlebt. Aber sachgrundlose Befristung? Derartiges treibt selbst alte Hasen des Unibetriebs zur Verzweiflung. Eigentlich sind befristete Arbeitsverträge in einer zunehmend auf befristete Projektfinanzierung angewiesenen Hochschullandschaft eine Selbstverständlichkeit. Leider. An die Befristungsregelungen des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes – auch so ein administratives Wortmonster – hat man sich auch schon gewöhnen müssen. Dort ist geregelt, dass wissenschaftliche Mitarbeiter in der Regel nicht länger als 6 Jahre vor und noch einmal 6 Jahre nach der Promotion befristet beschäftigt werden dürfen. Das soll Mitarbeiter vor sog. Kettenbefristungen schützen. Weil es aber nicht genügend unbefristete Stellen gibt, bedeutet es faktisch: Schutz vor Befristung durch Entlassung. So stellt man sich ein zeitgemäßes Arbeitsrecht für Hochschulen vor! Glücklicherweise gibt es aber auch noch ein allgemeines Teilzeit- und Befristungsgesetz. Danach liegt ein Sachgrund für die

Befristung vor, wenn „der betriebliche Bedarf an der Arbeitsleistung nur vorübergehend besteht“. Klingt einfach, ist aber hochkompliziert. Denn was das genau heißt, ist nicht immer so klar, wie etwa bei einer zeitlich befristeten Schwangerschaftsvertretung. Hinzu kommen feinsinnige Unterscheidungen in Daueraufgaben und vorübergehende Aufgaben (ist beispielsweise die Entwicklung neuer eLearning-Plattformen nicht eigentlich eine Daueraufgabe?) Oder die Frage, ob ein Wissenschaftler, der auch Service-Aufgaben (z.B. die Beratung von Studierenden) übernimmt, eher als wissenschaftlicher oder als Verwaltungsmitarbeiter anzusehen ist. Man darf sogar „sachgrundlos befristen“ – aber nur unter sehr bestimmten, eigentlich fast nie vorliegenden Bedingungen. – Die sachgrundlose Befristung führt in der Hochschulpraxis dann auch oft zur gerichtlich verordneten Entfristung, also zur erfolgreichen Klage auf Dauerbeschäftigung. Ähnlich verzwickt ist sonst wohl nur die Diskussion über die anlasslose Vorratsdatenspeicherung.